einem Lederfaden zusammengenäht. Sie ist, besonders zum Schutz der empfindlichen Schneide, mit feinem, weichem Schafleder gefüttert. Ein etwa 70 cm langer Riemen aus Rindsleder diente zum Tragen. Der Griff ist aus einem wasserliebenden Laubbaum, vermutlich Erle, gearbeitet und mit Hilfe eines Gewebes — die bedeutendste Erkenntnis dieses aufschlußreichen Fundes — festgeklemmt. Die jetzt verfilzten Wollfäden sind die Reste eines leinenbindigen Wollgewebes. Die Kette bestand aus Leinen, der Schuß aus einem Faden aus Schafwolle, Schafgrannen, Pferdehaaren, Rinderhaaren und Ziegenhaaren. Es ist das älteste bisher bekannte Wollgewebe des nordischen Kulturkreises. Ursprünglich, während der wärmeren Abschnitte der Jungsteinzeit, wurde hier nur Leinen verwendet. Dann kam leinenbindiges Gewebe auf, bis schließlich in der Bronzezeit reines Wollgewebe Brauch wurde. Wir sind heute mit Hilfe entsprechender Untersuchungsmethoden in der Lage, allein nach der Beschaffenheit des Fadens die Zeitstellung des Gewebes zu ermitteln. Neben allem übrigen beweist dieser Dolchfund, daß auch Schaf und Ziege zum Viehbestand des jungsteinzeitlichen Bauern gehört haben. / Carl Umbreit, **Neue Kugelflaschenfunde aus der Mark Brandenburg.** Mannus. Verlag Kabitzsch-Leipzig. 28. Jahrg. Heft 1, 1936. In Ergänzung der 1926 erschienenen Arbeit von Sprockhoff bringt die Abhandlung eine Aufstellung der inzwischen erfolgten, zahlreichen Kugelflaschenfunden, die z. T., ebenso wie andere Gefäßfunde unserer jüngeren Steinzeit, wichtige Erkenntnisse vermitteln. / Albert Koch, **Jungsteinzeitliche und hallstattzeitliche Neufunde aus Starkenburg.** Ebenda. In einem zum großen Teile schon abgetragenen Sandhügel konnte das Hessische Landesmuseum eine handkeramische Wohnstelle und ein reiches Hallstattgrab feststellen. Aus der Jungsteinzeit wurden zwei unregelmäßige, durch Spitzgraben getrennte Wohngruben festgestellt. Ein Herd fand sich nicht, dagegen sind beide Gruben mit Holzkohle und Hüttenlehm — vermutlich vom Brande des Oberbaus — durchsetzt. Grube 1 lieferte Steingeräte, beide Scherben, unter denen ein dünnwandiges, mit grauem oder rötlichem Tonschlamm überzogenes Geschirr bemerkenswert ist. — Bei Anlage des Grabes ist die Wohnstätte z. T. verworfen worden. Das Hallstattgrab enthielt neben Schwert und Toilettengerät eine Anzahl schöner Gefäße, die teilweise wichtige Aufschlüsse über süddeutsche Einflüsse auf die Urnenfelderkultur vermitteln. / W. Nowothning, **Zwei gerippte Stöpselringe aus Marienburg.** Ebenda. Hals- und Armring aus Willenberg, Kr. Marienburg, zeigen seltene, frühgermanische Schmuckformen des Weichselgebietes. Sie sind hohl mit aufgelegten Rippen als Verzierung gegossen, und haben einen eigenartigen Stöpselverschluß, der meist, wie auch hier, Ausbesserungsarbeiten zeigt. / Heinz Biehn, **Urnenfeldergrab von Gau-Algesheim, Rheinhessen.** Germania. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 20. Jahrg. Heft 2, 1936. Hier stieß man auf ein in Trockenmauerung ausgeführtes Grab der Urnenfelderkultur von 3,60 m zu 2,40 m. An der südlichen Schmalseite war eine Apsis ausgespart, die spärliche Menschenreste enthielt. Die Decke ist möglicherweise eine Art Scheingewölbe gewesen. An Beigaben fand sich eine Urne von sonst unbekannter Form — ein schalenförmiges Gefäß auf einem Standring mit 10 Streben —, sowie ein kleiner Bronzering und eine Lanzenspitze von ebenfalls ungewöhnlicher Form. Es scheint, daß das Grab schon früher beraubt worden ist. / Karl Woelcke, **Grabhügel der mittleren Hallstattzeit bei Frankfurt-Schwanheim.** Ebenda. Im Schwanheimer Wald wurde bei Anlage des Golfplatzes ein Grabhügel abgetragen, der der Koberstadter Kultur zugehörte und fesselnde Einblicke in die Übergangszeit von Leichenbestattung zur Leichenverbrennung gab. In einem Steinring von 10 m Durchmesser befand sich eine Grabgrube mit Steinpackung. Die vereinzelt darüber gefundenen Bronzegeräte können nicht zu diesem Grab gehören. Die Packung war leer, dagegen befand sich die Bestattung, ein reiches Urnengrab, unmittelbar daneben. Man hielt also an den überlieferten Formen des Grabbaues fest, war aber bereits zur Urnenbestattung übergegangen. / Machiel André Evelein, **Bronzene Börsenarmringe nördlich der Alpen.** Ebenda. Im Rhein- und Donaugebiet erscheinen in der Römerzeit bronzene Börsenarmringe mit verschiedenen Verschlußformen, die offensichtlich einheimisch und vielleicht in Anlehnung an die Kahnfibeln entstanden sind. In Mainz scheint der Mittelpunkt dieser Industrie gewesen zu sein. Ein Grabstein von der Heidelsburg bei Walfischbach zeigt eine Handbörse dieser Form.

Hertha Schemmel.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1936 3800. Pl. Nr. 3

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 August Heft 8

König Heinrich, ein deutscher Führer

Rede des Reichsführers SS Heinrich Himmler an der Heinrichsgruft zu Quedlinburg am 2. Juli 1936

Am 2. Juli fand in Gegenwart der Mehrzahl der Reichsminister und Reichsleiter zu Quedlinburg die Feier des 1000. Todestages König Heinrichs I. statt. Sie fand ihren Höhepunkt in der Weihestunde am Königsgrabe; Reiterspiele am Moorberge und ein feierlicher Zapfenstreich auf dem Markte bildeten den Abschluß. Am Königsgrabe hielt der Reichsführer SS inmitten der Reichsminister und Reichsleiter die folgende Rede.

Nur zu oft wird im Leben der Völker davon gesprochen, daß man die Ahnen und großen Männer ehren und ihr Vermächtnis nie vergessen soll, und nur zu selten wird diese oft ausgesprochene Weisheit beachtet. Wir stehen heute, am 2. Juli 1936, an der Begräbnisstätte des deutschen Königs Heinrich I., der vor genau tausend Jahren gestorben ist. Vorweg dürfen wir behaupten, daß er einer der größten Schöpfer des Deutschen Reiches war und zugleich einer, der am meisten vergessen wurde.

Als im Jahre 919 der damals 43jährige Heinrich, Herzog der Sachsen aus dem Bauernadel der Ludolfinger, deutscher König wurde, übernahm er ein Erbe furchtbarster Art. Er wurde König eines deutschen Reiches, das kaum noch dem Namen nach bestand. Der ganze Osten Deutschlands war im Verlauf der vorhergegangenen drei Jahrhunderte und insbesondere der Jahrzehnte unter den schwächlichen Nachfolgern Karls des Franken an die Slawen verlorengegangen. Die uralten germanischen Siedlungsgebiete, in denen die besten Germanenstämme Jahrhunderte hindurch saßen, waren restlos im Besitz der slawischen, das deutsche Reich bekämpfenden und die deutsche Reichsgewalt nicht anerkennenden Völkerschaften. Der Norden war an die Dänen verlorengegangen. Im Westen hatte sich Elsaß-Lothringen vom Reich gelöst und dem westfränkischen Reich angeschlossen. Die Herzogtümer der Schwaben und Bayern hatten ein Menschenalter hindurch die deutschen Schattenkönige — so besonders Ludwig das Kind und Konrad I. von Franken — bekämpft und nicht anerkannt. Überall waren noch die Wunden der radikalen und blutigen Einführung des Christentums offen. Das Reich war im Innern geschwächt durch die ewigen Machtansprüche der geistlichen Fürsten und die Einmischung

der Kirche in weltliche Angelegenheiten. Die geschichtliche Tat der Schöpfung einer Reichsgewalt über auseinanderstrebende germanische Stämme durch Karl den Franken war aus tiefster eigener Schuld dem völligen Zusammenbruch nahe, da das System dieser rein verwaltungsmäßig, auf einem artfremden Fundament gebauten Zentralgewalt von den germanischen Bauern der Sachsen, Bayern, Schwaben, Thüringer und auch Franken innerlich und blutsmäßig abgelehnt wurde.

So war die Lage, als Heinrich I. als König sein schweres Amt antrat. Heinrich war der echte Sohn seiner sächsischen bäuerlichen Heimat. Zäh und zielbewußt ging er schon als Herzog und erst recht als König seinen Weg. Bei seiner Königswahl im Mai 919 in Fritzlar lehnte er — ohne auch nur mit einem Wort verletzend zu werden — die Salbung durch die Kirche ab und legte damit vor allen Germanen Zeugnis ab, daß er bei kluger Anerkennung der nun einmal bestehenden Zustände nicht willens war zu dulden, daß kirchliche Gewalt in politischen Dingen in Deutschland unter seiner Regierungszeit mitzureden habe. Noch im Jahre 919 ordnete sich der schwäbische Stammesherzog Burkhart Heinrich als König unter, und dieser bindet damit Schwaben erneut an das Reich.

Im Jahre 921 zieht er mit einem Heer auch nach Bayern und gewinnt auch dort nicht mit der Gewalt der Waffen, sondern mit der überzeugenden Kraft seiner Persönlichkeit in offener deutscher Aussprache den Herzog Arnulf von Bayern, der ihn freiwillig als König der Deutschen anerkannte. Bayern und Schwaben, die in der damaligen Zeit dem Reiche verlorenzugehen drohten, sind damit durch König Heinrich bis in unsere Tage und so wie wir die Überzeugung haben, für ewige Zukunft dem gesamten Deutschen Reiche eingegliedert und erhalten geblieben. Das Jahr 921 bringt Heinrich, diesem gewiegten, vorsichtigen und zähen Politiker, die Anerkennung des westfränkischen, noch von einem Karolinger regierten, heute französischen Reiches. Die Jahre 923 und 925 fügen dem Reich das bereits völlig verlorene Elsaß-Lothringen wieder ein.

Man stelle sich nun aber nicht vor, daß diese Wiedergestaltung Deutschlands leicht und ohne jede Behinderung von außen vollzogen wurde. Die bis dahin kraftlose deutsche Nation war seit einem Menschenalter Jahr für Jahr in allen ihren Teilen das Beuteobjekt ständiger, fast nie zu fassender und fast niemals besiegbarer Ungarnzüge. Schutzlos lagen Land und Leute in ganz Deutschland, ich möchte sagen in ganz Europa, dem Zugriff dieser politisch und strategisch hervorragend geführten Reiterhorden und -heere offen. Die Annalen und Chroniken der damaligen Zeit erzählen uns sowohl von der Berennung Venedigs und Plünderung Oberitaliens, dem Angriff auf Cambrai, dem Niederbrennen Bremens sowie von der immer wiederkehrenden Zerstörung der bayerischen, fränkischen, thüringischen und auch sächsischen Lande. Der nüchterne Soldat Heinrich erkennt, daß das vorhandene Heerwesen der deutsch-germanischen Stämme und Herzogtümer sowie die damals übliche Taktik für die Abwehr oder gar für die Vernichtung dieses Feindes nicht geeignet war. Das Glück kommt ihm nun zu Hilfe. Im Jahre 924 gelingt es ihm gelegentlich eines Einfalls der Ungarn in die sächsischen Lande in der Nähe von Werla bei Goslar, einen bedeutenden ungarischen Heerführer gefangenzusetzen. Die Ungarn bieten unerhörte Summen von Gold und Schätzen, um ihren Heerführer auszulösen. Trotz der gegenteiligen Stimmen auch damals reichlich vorhandener törichter und kurzsichtiger Zeitgenossen tauschte der stolze König den ungarischen Heerführer gegen einen neunjährigen Waffenstillstand der Ungarn, zunächst für Sachsen und dann wohl für das ganze Reich, aus und verpflichtete sich, neun Jahre lang demütigende Tribute an die Ungarn zu zahlen.

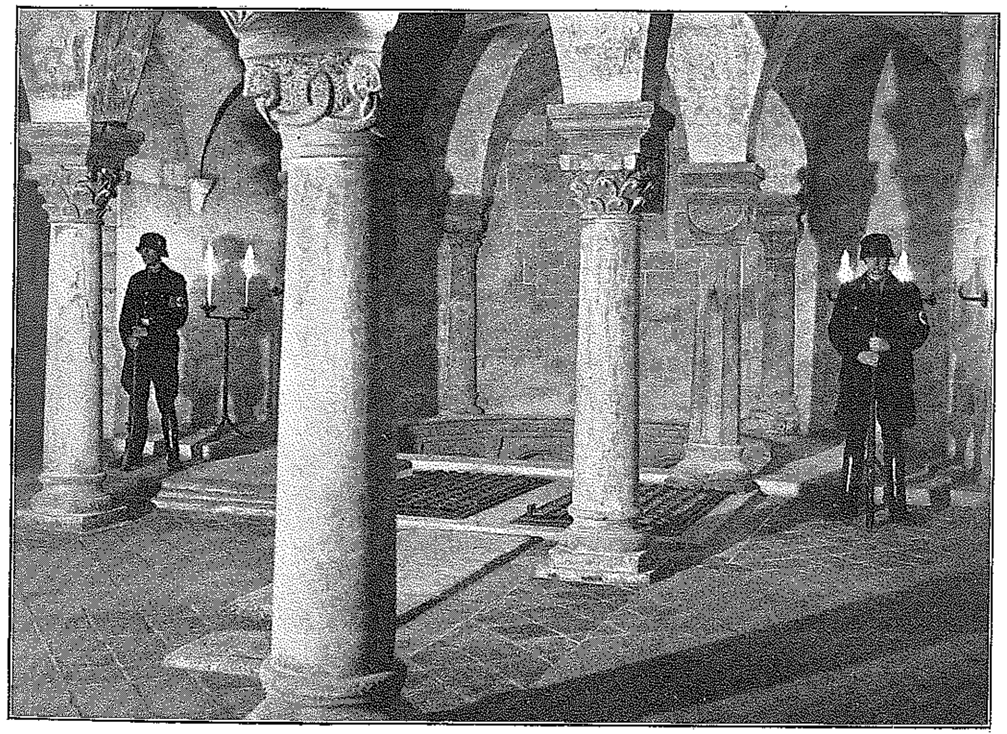
Er hatte den Mut, unpopuläre Politik zu machen, und hatte das Ansehen und die Macht, sie durchführen zu können. Nun beginnt seine große schöpferische Tätigkeit, ein Heer aufzustellen und das Land durch Anlage von Burgen und Städten in den wehr-

fähigen Zustand zu setzen, in dem die endgültige Auseinandersetzung mit dem bisher unbesiegbaren Gegner gewagt werden konnte.

Zweierlei Art soldatischer Verbände gab es in der damaligen Zeit, einesteils den germanisch-bäuerlichen Heerbann der Stammesherzogtümer, der in Notzeiten zu den Waffen gerufen wurde, anderenteils die ersten deutschen Heerverbände, aus Berufskriegern, Dienstmannen, Ministerialen bestehend, die vor allem die Karolinger eingeführt hatten. Heinrich I. schweißt die beiden Arten von Heerverbänden zu einer deutschen Heerorganisation zusammen. Aus den Dienstmannen der Königs- und Herzogshöfe bestimmt er ferner, daß jeder Neunte als Besatzung in die Burgen gehen sollte. Die Verbände seiner Dienstmannen läßt er, zum erstenmal in Germanien, richtig exerzieren und gewöhnt den rauflustigen Kämpfern ab, als einzelne hervorzupreschen. Er ordnet die Reiterei zu einem nach taktischem Wollen und von einem Befehl geleiteten Truppenkörper.

Im Verlaufe ganz weniger Jahre entstehen an der ganzen damaligen deutschen Ostgrenze, so die Elbelinie entlang und insbesondere im ganzen Harzgebiet, eine Unzahl kleiner und großer Burgen, die mit Wall und Graben, zum Teil mit Steinmauern, zum Teil mit Palisaden umgeben sind. Sie enthalten Waffenwerkstätten und Provianthäuser, in denen ein Drittel der Ernte des Landes nach königlichem Befehl aufgespeichert werden muß. Aus einem Teil dieser Burgen sind schon zu Heinrichs I. Zeiten spätere namhafte deutsche Städte wie Merseburg, Hersfeld, Braunschweig, Gandersheim, Halle, Nordhausen usw. entstanden.

Nach diesen Vorbereitungen ging Heinrich I. nun daran, weitere Voraussetzungen für den Endkampf mit den Ungarn zu schaffen. In den Jahren 928—929 unternimmt er die großen Kriegszüge gegen die Slawen. Einesteils will er sein neu aufgestelltes Heer üben und für die große Auseinandersetzung festigen, anderenteils will er den Ungarn



Phot. Scherl

SS wacht am Grabe König Heinrichs

15*

die Bundesgenossen und die Stützpunkte für ihre Kriege gegen Deutschland wegnehmen und für immer zunichte machen.

In diesen beiden Kriegsjahren, in denen er sein junges Heer den härtesten Leistungsproben unterwirft, besiegt er die Heveller, Redarier, Obotriten, Dalaminzier, Milzener und Wilzen. Er erobert im tiefsten Winter die uneinnehmbar erscheinende Burg Brennaburg, das heutige Brandenburg, erobert nach dreiwöchiger Winterbelagerung die Festung Gana und baut im selben Jahr die Burg von Meißen, die für alle kommenden Jahre eine große strategische Bedeutung erhält.

Im Jahre 932, als der unentwegt sein Ziel verfolgende König alle Voraussetzungen als erfüllt betrachtet, ruft er die geistlichen Fürsten zu einer Synode nach Erfurt, das Volk zu einer Volksversammlung auf, in der er es in hinreißender Rede dazu begeistert, den Ungarn nunmehr die Tribute zu verweigern und den Volkskrieg zur endgültigen Befreiung aus der ungarischen Gefahr auf sich zu nehmen.

Im Jahre 933 erfolgt der Einfall der Ungarn, und sie erlitten als Schlußakt eines strategisch meisterhaft angelegten deutschen Feldzugs eine vernichtende Niederlage bei Riade an der Unstrut.

Das Jahr 934 findet Heinrich im Kriegszug gegen Dänemark, um die nordische Grenze endgültig vor dem Zugriff der Dänen und Slawen zu schützen und die im Norden in unglücklicher Vergangenheit verlorenen Gebiete dem Reiche wieder einzugliedern. Die damals weltpolitisch wichtige Handelsstadt Haithabu, das alte Schleswig, wird dem Reiche gewonnen.

Die Jahre 935—936 sehen Heinrich I. als den berühmtesten und angesehensten Fürsten Europas zumeist in seiner sächsischen Heimat, wo er, getreu seiner bäuerlichen Art, da er das Ende seines Lebens herannahen fühlt, sein Erbe regelt und auf dem Reichstag zu Erfurt den Herzögen und Großen des Reiches seinen Sohn Otto als Nachfolger empfiehlt.

Am 2. Juli starb er im Alter von 60 Jahren in seiner Königspfalz Memleben im Unstruttal. In Quedlinburg, in dieser Krypta des heutigen Domes, wurde er beigesetzt.

Soweit in nüchternen Angaben und Zahlen der Inhalt dieses tatenreichen Lebens. Es hat manch anderer eine längere Zeit regiert und kann sich nicht rühmen, einen Bruchteil eines derart tausendjährigen Erfolges für sein Land errungen zu haben wie Heinrich I. Und nun interessiert es uns, die Menschen des 20. Jahrhunderts, die wir nach einer Epoche furchtbarsten Niederbruchs in einer Zeit des abermaligen deutschen Aufbaues allergrößten Stiles unter Adolf Hitler leben dürfen, aus welchen Kräften heraus die Schöpfung Heinrichs I. möglich war. Die Frage beantwortet sich, wenn wir Heinrich I. als germanische Persönlichkeit kennenlernen. Er war, wie seine Zeitgenossen berichten, ein Führer, der seine Gefolgsleute an Kraft, Größe und Weisheit überragte. Er führte durch die Kraft seines starken und gütigen Herzens, und es wurde ihm gehorcht aus der Liebe des Herzen heraus. Der alte und ewig neue germanische Grundsatz der Treue des Herzogs und des Gefolgsmanns zueinander wurde von ihm in schärfstem Gegensatz zu den karolingischen kirchlich-christlichen Regierungsmethoden wieder eingeführt. So streng, wie er gegen seine Feinde war, so treu und dankbar war er zu seinen Kameraden und Freunden. Er war eine der großen Führerpersönlichkeiten der deutschen Geschichte, der bei allem Bewußtsein der eigenen Kraft und der Schärfe des eigenen Schwertes genau wußte, daß es ein größerer und haltbarerer Sieg sei, einen anderen im Grunde anständigen Germanen in offener männlicher Aussprache für das große Ganze zu gewinnen, als kleinlich sich an Vorurteilen zu stoßen und einen für das gesamte Deutschtum wertvollen Menschen zu vernichten.

Heilig war ihm das gegebene Wort und der Handschlag. Er hielt getreulich abgeschlossene Verträge und erfuhr dafür in den langen Jahren seines Lebens die ehr-



Phot. Presse Ill. Hoffmann

Der Reichsführer SS spricht am Königsgrabe

furchtsvolle Treue seiner dankbaren Gefolgsmänner. Er hatte Respekt vor all den Dingen, die anderen Menschen irgendwie heilig sind, und so sehr er die selbst vor einem Meuchelmord nicht zurückschreckenden Wege politisierender Kirchenfürsten kannte und daher mit unnahbarer Selbstverständlichkeit jede Einmischung der Kirche in die Dinge des Reiches abwies, so wenig griff er in religiöse Angelegenheiten ein oder behinderte die fromme Gesinnung seiner von ihm geliebten und zeitlebens umsorgten Frau, der Königin Mathilde, des alten Widukinds Urenkelin. Er hat keinen Augenblick seines Lebens vergessen, daß die Stärke des deutschen Volkes in der Reinheit seines Blutes und der odalsbäuerlichen Verwurzelung im freien Boden beruht. Er hatte die Erkenntnis, daß das deutsche Volk, wenn es leben wollte, den Blick über die eigene Sippe und über den eigenen Raum nach Größerem sich ausrichten mußte. Er kannte jedoch die Gesetze des Lebens und wußte, daß man auf der einen Seite nicht erwarten konnte, daß der Herzog eines Stammesherzogtums als Persönlichkeit fähig sein sollte, die Angriffe gegen die Mark des Reiches abzuwehren, wenn man ihm auf der anderen Seite kleinlich nach der Art der karolingischen Verwaltung alle Rechte und Hoheiten entzog. Er sah das Ganze und baute das Reich und vergaß dabei nie, welche Kraft aus der Jahrtausende alten Tradition in den großen germanischen Stämmen schlummerte.

Er führte so weise, daß die urwüchsigen Kräfte der Stämme und Landschaften willige und getreue Helfer bei der Gestaltung der Reichseinheit wurden. Er schuf eine starke Reichsgewalt und bewahrte verständnisvoll das Leben der Provinzen.

Zutiefst danken müssen wir ihm, daß er niemals den Fehler beging, den deutsche und auf der anderen Seite europäische Staatsmänner durch Jahrhunderte hindurch bis in unsere heutige Zeit begangen haben: außerhalb des Lebensraumes — wir sagen heute geopolitischen Raumes — seines Volkes sein Ziel zu sehen. Er ist nie der Ver-

suchung anheimgefallen, die vom Schicksal aufgerichtete Scheide des Lebens- und Ausdehnungsgebiets der Ostsee und des Ostens, des Mittelmeers und des Südens, die Alpen, zu überschreiten. Er verzichtete dabei, wie wir wohl annehmen können, aus dieser Erkenntnis heraus, bewußt auf den klangvollen Titel des „Römischen Kaisers deutscher Nation".

Er war ein edler Bauer seines Volkes, das immer freien Zutritt zu ihm hatte und unbeirrt um staatlich notwendige organisatorische Maßnahmen persönlich mit ihm zusammenhing.

Er war der Erste unter Gleichen, und es wurde ihm eine größere und wahrere menschliche Ehrfurcht entgegengebracht, als später Kaisern, Königen und Fürsten, die sie nach volksfremdem byzantinischen Zeremoniell forderten, je zuteil wurde. Er hieß Herzog und König und war ein Führer für tausend Jahre.

Und nun muß ich zum Schluß ein für unser Volk tieftrauriges und beschämendes Bekenntnis ablegen: Die Gebeine des großen deutschen Führers ruhen nicht mehr in ihrer Begräbnisstätte. Wo sie sind, wissen wir nicht. Wir können uns nur Gedanken darüber machen. Es mag sein, daß treue Gefolgsmänner den ihnen heiligen Leichnam an sicherer Stelle würdig, aber unbekannt beigesetzt haben, es mag sein, daß finsterer, unversöhnlicher Haß politisierender Würdenträger seine Asche ebensosehr in alle Winde zerstreute, wie er die verkrümmten Gebeine gefolterter und zu Tode gequälter Menschen, deren Gebeine würdig zu bestatten wir als ehrenvolles Vermächtnis erachten, vor dem Ausgang dieser Krypta im Boden verscharren ließ.

Wir stehen heute vor der leeren Grabstätte als Vertreter des gesamten deutschen Volks, der Bewegung und des Staates, im Auftrage unseres Führers Adolf Hitler



Phot. Scherl

Der Quedlinburger Dom am Abend des 2. Juli 1936

und haben Kränze der Ehrfurcht und des Andenkens gebracht. Wir legen auch einen Kranz auf dem Steinsarg der vor mehr als 9½ Jahrhunderten neben ihrem Gatten bestatteten Königin Mathilde, des großen Königs großer Lebensgefährtin, nieder. Wir glauben auch damit den großen König zu ehren, wenn wir in seinem Sinn der Königin Mathilde, dieses Vorbildes höchsten deutschen Frauentums, gedacht haben.

Dieses einstmalige Grab auf dem seit Jahrtausenden von Menschen unseres Bluts bewohnten Burgberg mit der wunderbaren, aus sicherem germanischen Gefühl heraus geschaffenen Gotteshalle, soll eine Weihestätte sein, zu der wir Deutschen wallfahrten, um König Heinrichs zu gedenken, sein Andenken zu ehren und auf diesem heiligen Platz im stillen Gedenken uns vorzunehmen, die menschlichen und Führertugenden nachzuleben, mit denen er vor einem Jahrtausend unser Volk glücklich gemacht hat, und um uns wieder vorzunehmen, daß wir ihn am besten dadurch ehren, daß wir dem Mann, der nach 1000 Jahren König Heinrichs menschliches und politisches Erbe wieder aufnahm, unserem Führer Adolf Hitler für Deutschland, für Germanien mit Gedanken, Worten und Taten in alter Treue dienen.

Gedanken zu den olympischen Spielen im Altertum

Von B. Dultz

Der Ostgotenkönig Theoderich berichtet über die Bedeutung der römischen Cirkusspiele: [1]

„Augustus, der Herr der Welt, baute den Römern ein bewundernswertes Gebäude im Tale Murcia, damit der ungeheuere Bau sicher bewahre, wo die Merkmale großer Dinge eingeschlossen wurden. Zwölffach setzten sie die Türen nach den zwölf (Himmels-) Zeichen. Durch vierfache Einteilung werden im Wechsel der Zeiten vier Farben bestimmt: grün im sprossenden Frühling, blau im wolkigen Winter, rot im flammenden Sommer, weiß im bereiften Herbst, um gleichsam das Jahr, das durch zwölf Zeichen (des Tier- oder Sonnenkreises) hindurchschreitet, zusammenfassend zu bezeichnen. Dies wird so gemacht, damit die Verrichtungen der Natur, durch die Vorstellungswelt der Schauspiele dargestellt, aufgeführt würden. Das Zweigespann des Mondes, das Viergespann der Sonne, wurden als Nachahmung ersonnen. Die Pferde der Wechselreiter ahmen das schnelle Voraneilen Luzifers nach. Durch sieben Wendesäulen verläuft der ganze Wettkampf als Gleichnis des wiedergespiegelten Planetenreiches. Es ist nicht ohne Sinn, daß die Bedingungen des Wettkampfes aus 24 Rennen bestehen, eine Zahl, durch die gleichsam die Stunden des Tages und der Nacht umschlossen wurden." Auch der römische Geheimschreiber des Königs, Cassiodor, kannte die alte Bedeutung der Zirkusspiele, denn er fügte dem Berichte Theoderichs hinzu: „Diese Schauspiele wandeln, was den Alten heilig war, zu eitlem Spiele — sie entweihen ihre Religion durch das unterhaltsame Gleichnis, während sie glauben, die Sterne zu beobachten." [2]

Die römischen Zirkusspiele sind von Griechenland übernommen worden als sinnentleerte Reste der Olympischen Spiele. Nach Theoderichs Bericht folgten die Spielregeln den Gesetzen des Sternenhimmels. Theoderich sah in den Spielen „die sinnbildliche Darstellung des Ablaufs der Zeiten im Weltall" [3]. Nach Konstantin dem Großen, der das Christentum als Staatsreligion einführte und die heidnischen Heiligtümer schloß, „war Theoderich der erste König, der wieder Zirkusspiele veranstalten ließ und Totila der letzte dieser Könige, nach dessen Zeit (unter der Herrschaft des katholischen Klerus) der Circus maximus rasch in Trümmer sank." [4]

[1, 2, 3, 4] Dr. Herbert Reier, Theoderich der Große.

Die Olympischen Spiele reichen bis in die älteste hellenische Zeit zurück. Ihr Ursprung ist dunkel. Die Sage verknüpft ihn mit Herakles, einer mythischen, dem nordischen Thor verwandten, Kraft, Reinheit und Heldentum verkörpernden Gestalt. Herakles gehört der Sage nach zu den alten acht Göttern, die der älteren, nordischen Jahreseinteilung der Hellenen entsprechen und Naturkräfte versinnbildlichen, die im Wandel der Gestirne den Wechsel der Zeiten und das Wachstum der Erde bestimmen. (Vergl. auch: Venus, der Stern des Frühjahrs, der wiedererwachenden Natur — die Göttin der Liebe). Die Vermutung liegt nahe, daß Herakles — wie Thor — ursprünglich ein Sinnbild der Sonne und des Lichts war und ein Gleichnis unüberwindlichen sieghaften Lebens, und daß die Olympischen Feiern ein Sonnenfest waren.

Die Kunde, daß den Olympischen Feiern, die in engster Verbindung mit der Jahresrechnung standen, eine religiöse Bedeutung innewohnte, hat sich bis in unsere Zeit erhalten. Um diese Bedeutung zu erkennen, müssen wir uns der griechischen Religion selbst zuwenden. Wie alle heidnischen Religionen, war auch die griechische eine Naturreligion. Das Erlebnis der ewigen Ordnung des Weltalls, deren erhabenster Ausdruck der Sternenhimmel ist, und einer in ihr wirksamen lebenschaffenden Kraft, deren sinnfälligster Ausdruck die Sonne ist, lag ihr als ewige Wahrheit zugrunde. Man hat nicht, wie heute noch vielfach angenommen wird, im Altertum die Sonne und die Gestirne als Götter verehrt, sondern in ihnen die Quelle des irdischen Lebens und die Hüter der ewigen Weltordnung gesehen. Und weil man um das unlösliche Verbundensein des irdischen und kosmischen Geschehens wußte, hat man die Gesetze des Himmels beobachtet und die Beobachtungen in den Dienst des Lebens gestellt. Die Astronomie war die vornehmste Wissenschaft des Altertums[5]. Aus der Einsicht in das Naturgeschehen erwuchs den alten Völkern das Wissen um die Ganzheit des Weltalls und der Lebensvorgänge und das Wissen um eine lebendige Kraft, die das Weltganze bewegt. Diese schöpferische Urkraft, das über Göttern (Naturkräften) und Menschen waltende „Schicksal" der Griechen, das „unerforschliche Geheimnis" der Germanen, das man nicht mit Namen nannte, verehrte man, indem man die Gesetze der Natur erforschte und befolgte. Der heidnische Mensch, der sich sinnvoll mit der heiligen Natur verflochten wußte, stand dem Göttlichen nicht bittend gegenüber, sondern mit der Verpflichtung, den Einklang des Lebens mit dem ewigen Geschehen zu wahren. Es ist eine nordische Eigentümlichkeit, heilige Erlebnisse und ewige Wahrheiten im Gleichnis auszudrücken, so sind die Götter des Olymp entstanden als Gleichnisse ewigen Geschehens.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß uns die Sprache und die Geschichte sowohl der Germanen als auch der Griechen treuere Führer zum Verständnis ihrer Weltanschauung und ihres Gotterlebens sind, als die entstellten Mythologien beider Völker, in denen Gotterleben, Ahnenverehrung und Weltanschauung heillos verwirrt sind.

Olympia war eine uralte Kultstätte. Der Name kann sinngemäß mit Sternenheiligtum übersetzt werden. Der griechische Olymp ist der Sternenhimmel, die über den Wolken thronenden Götter sind die Sonne und die Gestirne, die guten Kräfte des Himmels. Wir dürfen uns die Olympischen Wettkämpfe als Weihespiele vorstellen, die gleichnishaft die Gesetze des Sternenhimmels und den damit verbundenen Jahreslauf vorführten. Die Römer haben nur die Pferde- und Wagenrennen von den Griechen übernommen. In Olympia aber nahmen auch die Dichter, Sänger und Philosophen am Wettstreit teil. Es ist bedeutsam, daß auch die Wettkämpfe religiöse Bedeutung hatten[6].

Die heidnische Religion, die ihre Richtkräfte aus dem Leben nahm, forderte Einklang

---

[5] Es ist vielleicht erlaubt, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß die Jesuiten über 26 Observatorien verfügen und daß der Vatikan eine eigene Sternwarte im Castel Gandolfo besitzt.

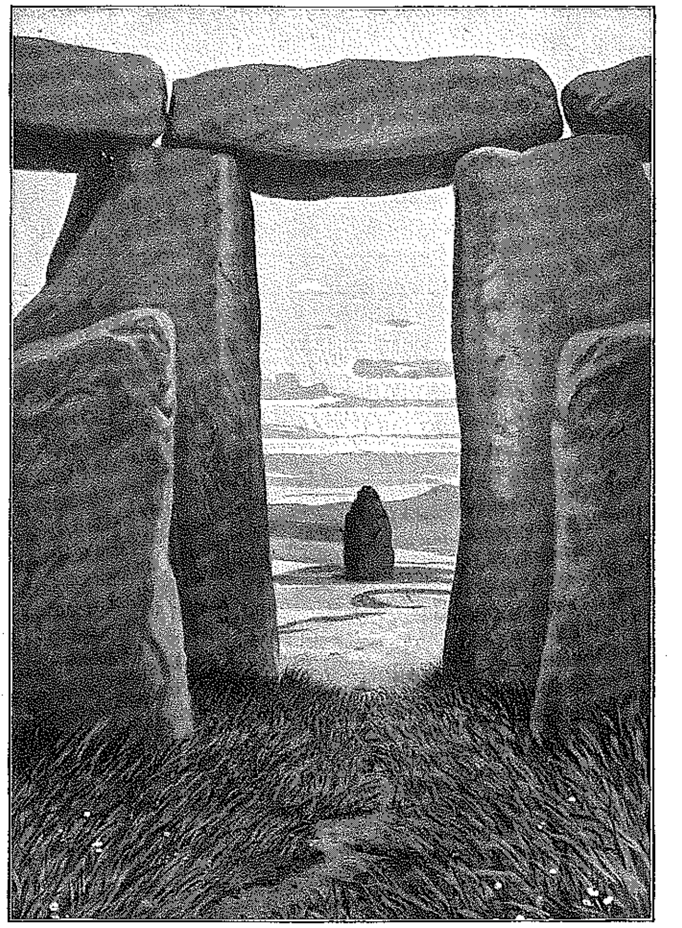
[6] Die christliche Verachtung der Sänger und Schauspieler mag hier ihre tiefste Begründung haben.

des menschlichen Lebens mit der Natur. Kalok'agathia: Zucht und Reinheit, sind religiöse Forderungen mit dem Ziel, die körperlichen und seelischen Fähigkeiten der Rasse zu erhalten und zum edelsten Ausdruck zu bringen. In der Erfüllung dieser Forderungen, deren selbstverständliche Voraussetzung Blutsreinheit war (bis zum Verlust der politischen Freiheit war keinem Fremden die Teilnahme an den Olympischen Spielen gestattet), verwirklichte sich hellenische Frömmigkeit. Man könnte den hellenischen Wettkampf, der ein wesentlicher Bestandteil der Jugenderziehung war, eine religiöse Übung nennen. Wohl war dem Hellenen bewußt, daß Adel des Körpers und der Seele „frei von den Göttern herab" kommt, aber ebenso bewußt war ihm, daß er die von der Gottheit verliehene Kraft und Schönheit des Körpers und der Seele bewahren und bewähren mußte.

Unter dem großen Gedanken der ewigen Weltordnung und der aus ihr erwachsenden Verpflichtung fanden sich alle vier Jahre die griechischen Stämme der Heimatstädte und der Kolonien zu „edlem Wettstreit" in Olympia zusammen. Ja, wenn wir der Sage trauen dürfen, so kamen in frühesten Zeiten auch Abgesandte der Hyperboräer, der verwandten Nordvölker, zu den hellenischen Festen. Jede Feindseligkeit ruhte, wenn die Feiern herannahten, und selbst Kriege mit fremden Völkern wurden für die Dauer der Olympien unterbrochen. In den Olympischen Spielen stellten die Stämme alle vier Jahre gleichsam unter Beweis, daß die alte Volkskraft noch rein und ungebrochen lebte „wie das Gesetz es befahl". Sieger in den Olympischen Spielen zu sein, war die höchste Auszeichnung des hellenischen Menschen, und mit dem Sieger wurde die Heimatstadt hoch geehrt. Der olympische Sieger war gleichsam der höchste Ausdruck hellenischer Schönheit und als solcher Ziel aller hellenischen Volkserziehung. Nach dem Siege erklangen feierliche Danklieder an die Gottheit, die Schöpferin und Erhalterin des Volkes.

Mit dem hellenischen Volke starb seine Religion. Die Olympischen Spiele dauerten, obwohl sie ihren echten Sinn allmählich verloren, noch lange an. Erst 393, als das Christentum im Römischen Reich zur Herrschaft gelangt war, wurden sie vom Kaiser Theodosius I., der alle Untertanen auf das römisch-katholische Bekenntnis verpflichtete, die sibyllinischen Bücher (heilige Staatsdokumente, die „vorzüglich danach befragt wurden, wann durch Naturkräfte allgemeines Unglück hereinbrach" [Tacitus, Annalen]) verbrennen und das Feuer der Vesta (das heilige Herdfeuer, dessen himmelansteigende Flamme das Sinnbild der inneren Lebenskraft des Volkes war) löschen ließ, als heidnisch-religiöse Feste verboten. Sein Enkel ließ alle heidnischen Heiligtümer zerstören. So ist es uns unmöglich geworden, den vollen, echten Sinn der Olympischen Feste ganz zu erkennen.

Richten wir von hier den Blick in die Vergangenheit des eigenen Volkes, so finden wir eine starke Ähnlichkeit der griechischen und nordischen Überlieferung. Auch wenn Diodor die Verwandtschaft der Hellenen mit den Hyperboräern nicht überliefert hätte, so wüßten wir aus Rasse, Sprache und Kultur und nicht zuletzt aus den gemeinsamen Sinnzeichen von der gemeinsamen Herkunft der Griechen und Germanen. Walhalla und Olymp sind urverwandt und die olympischen und eddischen Götter haben den gleichen astronomischen Ursprung. Wie die hellenischen Sternbilder die Namen der olympischen Götter trugen, so die nordischen die Namen der Götter der Edda. Und der nordische Mythus, der uns ebenso bruchstückhaft und entstellt überliefert ist wie der griechische, läßt erkennen, daß auch die eddischen Götter Sinnbilder und Gleichnisse waren. Das Hakenkreuz, ein uraltes arisches Sinnbild der Sonne, des Lebens, des Rechts, das im Norden „Thorshammer" heißt, ist beiden Völkern als Heilszeichen gemeinsam. Dem „heldischen" Thor der Nordgermanen entspricht der „heroische" Herakles der Griechen als Urbild heldischer Lebensauffassung. Der hellenischen „Schön-Gutheit" entspricht die germanische „Ehre". „Ohne den Beweis der eigenen Tüchtigkeit erbracht zu haben, konnten sich die Söhne nicht in Ehren



Vom Altar zu Stonehenge fällt der Blick durch den Kreis der Steinpfeiler auf den astronomischen Stein

Aus: Deutsche Urzeit / Grundlagen der germanischen Geschichte von Willy Pastor / Alexander Duncker Verlag in Weimar

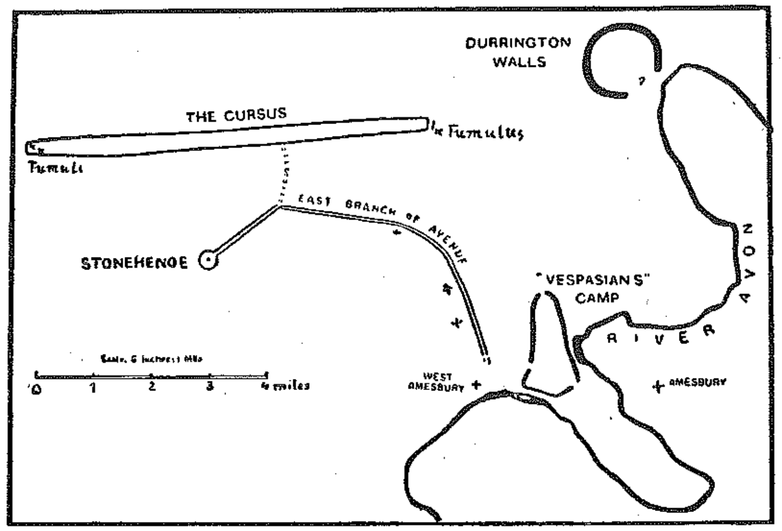
auf ihren Höfen halten. Sie mußten sich selber und ihre Mannen in Wagnis und Fahrten dransetzen und sich Reichtum und Ruhm erstreiten, einer nach dem anderen, und so traten sie in ihrer Ahnen Fußspur" (Ketil zu seinem Sohn Thorstein in der Geschichte der Leute aus dem Seetal.) Auch die Germanen hatten Volksheiligtümer, in denen sich die angrenzenden Stämme zu den Jahresfesten versammelten. Auch diese standen unter heiligem Frieden. Wie die Griechen, so brachen auch die Germanen den Kampf ab, um Sonnenfeste zu feiern. Auch die germanischen Haine durfte kein Fremder betreten. Die Nachricht des Tacitus von dem heiligen Haine der Semnonen, „der durch Vorzeichen, welche die Väter beobachtet hatten und durch Schauder aus uralter Zeit heilig ist", läßt die Vermutung zu, daß sich hier eine Stätte der Himmelsbeobachtung befunden hat. Von dem hohen Stande der germanischen Himmelskunde haben wir zahlreiche Zeugnisse[7]. Reste germanischen Brauchtums lassen erkennen, daß es auch bei den germanischen Jahresfesten Wettkämpfe gab. In der Umgebung von Stonehenge bei Amesbury (Stonehenge, der „Riesenzirkel" der alten Chroniken, ist ein Steinkreis, eine uralte astronomische Anlage) sind Rennbahnen und Spielplätze freigelegt worden, die ähnlichen Spielen gedient haben mögen, wie die Olympischen Stadien. Auch bei den Externsteinen, im Langelau beim Dreihügelheiligtum, ist eine solche Rennbahn erschlossen worden; nach dieser hat man dann die ganz ähnlich angelegte Kampfbahn bei den Hügeln zu Upsala entdeckt.

Wie in Griechenland, so sind auch in Germanien die heidnischen Kultstätten und Festgebräuche restlos der Kirche zum Opfer gefallen.

Mit den Olympischen Spielen, die der Baron de Coubertin als friedlichen Wettstreit der Völker wieder ins Leben gerufen hat, scheint das Griechentum noch einmal mit einem Rufe zur Besinnung in die Geschichte einzutreten. Möge uns das Schicksal des hellenischen Volkes Vorbild und Warnung zugleich sein. Griechenland war groß, stark und strahlend,

[7] Otto Sigfried Reuter, Germanische Himmelskunde.

Die Rennbahn (the cursus) von Stonehenge



solange es Zucht, Reinheit und Geschlossenheit bewahrte und alle Kräfte auf das Volksganze ausrichtete. Es starb, als es sich von den Lebensgesetzen der eigenen Art abbringen ließ.

Die Olympischen Spiele aber mögen auch heute wieder die verschiedenen Völker zusammenführen unter dem Gedanken, daß es über allen Völkerverschiedenheiten

> f ü r a l l e V ö l k e r h o h e g e m e i n s a m e V e r p f l i c h t u n g e n g i b t: „Kalok' agathia: Schön-Gutheit, nicht als Gedanke des einzelmenschlichen Verhaltens, sondern als Zuchtgedanke[8]",

als Erziehungsziel für alle Völker. Dann werden diese Spiele im besten Sinne völkerverbindend und friedenerhaltend wirken.

Die kultischen Wettspiele der Indogermanen

Von Otto Huth

Das Olympische Feuer werden Fackelläufer von Olympia nach Berlin tragen, wo es während der Zeit der Spiele dauernd brennen wird. Fackelläufe mit dem Zwecke der Übertragung des heiligen Feuers von einer Zentralkultstätte auf Altäre und Herde des Landes kennen wir aus Altgriechenland. Es handelt sich um eine Sitte, die bereits in ur-indogermanische Zeit zurückreicht. In Athen wurde ein solcher Fackellauf zu einem Wettlauf ausgestaltet. In vielen indogermanischen Kulten läßt sich verfolgen, daß der ursprüngliche Brauch zu einem Wettspiel umgestaltet wurde, es äußert sich darin die „agonale Anlage der nordischen Rasse", ihre Lust und Freude am Wettstreiten, die wir bei allen indogermanischen Völkern beobachten können. In Athen wurde selbst das Totengedächtnistrinken, das dem in Germanien so bekannten Minnetrinken (minne = Totengedenken) entspricht, zu einem Wettrinken umgebildet.

Im alten Olympia kannte man den Fackellauf nicht; wohl aber brannte im Prytaneion (Rathaus) zu Olympia ein ewiges Feuer. In diesem Prytaneion fand auch die Speisung der olympischen Sieger statt, die zugleich als ein Opfermahl zu Ehren des olympischen Zeus aufgefaßt wird. Dieses heilige Feuer von Olympia war das Zentralfeuer von Elis und Pisatis; doch wurde es nicht als der Zentralherd, die „Koine Hestia" ganz Griechenlands angesehen. Dieses Ansehen hatte vielmehr das heilige Feuer im Apollotempel zu Delphi. Nach altindogermanischer Anschauung galt das Herdfeuer, das

[8] Hans F. K. Günther, Platon als Hüter des Lebens.

in der Mitte des Hauses ständig brannte, als Sinnbild des Lebens der Sippe, und ebenso das ewig brennende Feuer auf dem Herde des Königs, später des Prytaneions oder Vestatempels, als Sinnbild des Lebens des ganzen Stammes. Die Sitte, ein ewiges Hausfeuer und ein ewiges Stammesfeuer zu unterhalten, ist bereits ur-indogermanisch und auch germanisch gewesen. Bei Gründung neuer Siedlungen wurde zuerst im Mittelpunkt ein Herdfeuer gerichtet, das mit dem aus der Heimat mitgebrachten Brande entzündet wurde. Als die Indogermanen vom Norden einst aufbrachen und in verschiedensten Zügen in den Süden wanderten, da nahmen sie von dem heiligen Feuer der Urheimat mit und entzündeten damit die neugegründeten Herde. Auch die ewigen Feuer Griechenlands sind mit Flammen des Nordens entfacht.

Zwar nicht heiliges Herdfeuer ganz Griechenlands, wohl aber heilige Sammelstätte aller Griechen zum lebenerhöhenden Wettkampf ist Olympia gewesen. Wir können den Berichten entnehmen, wie allmählich sich dieser alte Kultplatz zu dem Ort der panhellenischen Spiele entwickelte. Wir sehen, wie zu einer Kampfesart, in der man seine Kräfte maß, die andere sich gesellt, bis schließlich eine umfassende Ordnung sich herausbildete, die Lauf, Ringen, Faustkampf, Speer- und Diskuswurf, Fünfkampf, Wagen- und Pferderennen umfaßte. Man darf aber daraus nicht den Schluß ziehen, daß solche Wettspiele größeren Maßstabs, an denen ganze Landschaftsverbände, ja ganze Stämme teilnahmen, erst in Griechenland sich allmählich entwickelt hätten. In Griechenland kennen wir neben den Olympischen Spielen noch drei andere Volksspiele, die ebenfalls mit dem Kult verknüpft waren und in ähnlicher Weise wie die Olympien in mehrjährigem Abstand stattfanden. Da sind die Nemeen der Dorer, die alle zwei Jahre abgehalten wurden; die Isthmischen Spiele, zu denen auch musische Kämpfe gehörten; schließlich die pythischen Spiele in Delphi zu Ehren des Apollo, wo die musischen Kämpfe neben Wagenrennen und sportlichen Spielen eine bevorzugte Stelle einnahmen. Es gab bei den Griechen keine größeren Kultfeste ohne Wettspiele und das dürfte bei allen Indogermanen ursprünglich so gewesen sein. Daß auch die musischen Kämpfe neben den sportlichen bereits den Kultspielen der Ur-Indogermanen zugehören, darauf werden wir weiter unten einige Hinweise beibringen.

Das ur-indogermanische Alter dieser ursprünglich kultischen Wettspiele läßt sich am besten am Beispiel der Wagen- und Roßrennen zeigen, die bei allen griechischen Spielen eine wichtige Stelle einnehmen. Bachofen wies darauf hin, daß die Wagenrennen der griechischen Volksspiele nach der Sage ausnahmslos ursprünglich zu Ehren eines berühmten Toten stattfanden, und zwar um das Totenmal herum. Die Olympischen Spiele waren eine Totenfeier zu Ehren des Pelops, wie Pindar in der ersten Olympischen Ode überliefert: Pelops „ist an des Alpheios Ufer beigesetzt und hat ein vielbesuchtes Grab am Altar, den die meisten Fremden umdrängen. Und der Ruhm leuchtet weithin, der bei den Olympischen Spielen auf der Rennbahn des Pelops gewonnen wird". Die Nemeen wurden um den Grabstein des Archemoros gefeiert, die Isthmischen Spiele zu Palämons Ehre. Homer schildert ausführlich das Wagenrennen, das Achilleus zu Ehren des Patroklos abhält. Diese Totenfeierlichkeiten wird man jährlich am Todestage des Helden wiederholt haben. Die stark nordrassisch bestimmten Kirgisen der asiatischen Steppen haben den Brauch, am Jahrestag des Todes ihrer Anführer große Feste mit Pferderennen abzuhalten. Meist aber wurden diese Feste in die großen Jahresfeste einbezogen. Wenn man die Volksfeste in Griechenland nur alle zwei oder fünf Jahre, in Germanien alle neun Jahre beging, so handelt es sich in diesen Feiern doch nur um in besonders großem Stil begangene Jahresfeste, im Norden zum Beispiel um ein vom ganzen Volk gemeinsam gefeiertes Julfest. Aus übereinstimmenden Volksüberlieferungen Deutschlands, Skandinaviens und Englands können wir für Germanien vor allem zwei Zeiten erschließen, zu denen Rennspiele stattfanden: den ersten Mai und die Wintersonnenwende.

Der wichtigste Tag für Wett- und Rennspiele ist im germanischen Kreise der Stephanstag, das ist der 26. Dezember. Der heilige Stephan hat ursprünglich nichts mit Rossen zu tun, er lebte in Palästina und hat vielleicht sein Leben lang nur Esel und niemals Pferde gesehen. Erst im Norden wurde Stephan Pferdeschutzherr und Heiliger der wilden Wettritte, weil sein Tag auf den althergebrachten Wettrenntag des germanischen Julfestes fiel. Höchst bemerkenswert ist, daß altindische Texte denselben Wintersonnenwendebrauch kennen, der somit also bereits alt-indogermanisch ist. Sie schildern uns als Höhepunkt des vielfältige Bräuche umschließenden Mahavratafestes, d. i. der Wintersonnenwende, das Wettfahren der Rennwagen. Das Wintersonnenwendefest war das große Totenfest der Indogermanen, an dem sie der Ahnen gedachten. Es muß also der Wettritt oder die Wettfahrt des Mittwinterfestes zugleich auch dem Totenkult zugerechnet werden. Wie den Brunnen — was die Volksüberlieferungen des germanischen Kulturkreises erkennen lassen —, wird man auch den Grabhügel der Helden am Julfest umritten haben und auf diese Weise das Totenfest des einzelnen in das allgemeine Totenfest aufgenommen haben. Der Ritt zum Brunnen wird vielfach noch als Wettritt abgehalten; ebenso wird auch der Ritt um den Grabhügel nicht nur als einfacher Umritt, sondern auch als Wettritt stattgefunden haben. Achilleus hielt zu Ehren des Patroklos Wagenrennen und andere Wettspiele ab; zuvor aber umfuhr er dreimal wehklagend mit seinen Genossen den Leichnam des Freundes. Dieser einfache, mit gesungener Klage verbundene Umritt ist auch germanische Sitte gewesen. Im Beowulfepos wird erzählt, daß zwölf erlesene Krieger den Grabhügel des Helden, Klagelieder singend, umritten. Nicht überliefert, aber anzunehmen ist, daß diesem einfachen Umritt ein Wettrennen sich anschloß. Dafür sprechen folgende Umstände: Das Langelau im Osning erkannte Teudt mit sicherem Blick als germanische Rennbahn, bevor wir wußten — was weitere Forschung inzwischen erwies —, daß der Name Langelau oder Langeloh eben die kultische Rennbahn bezeichnet wie schwedisch skade-vi (skad, zu altnordisch skeidh = Rennbahn, Kampfspielplatz; vi = Heiligtum) und norwegisch skaediof (hof = Kultplatz). Im Gelände des Langelau liegt ein Hügel, den man als Grabhügel anspricht (die Grabung steht immer noch aus!). In der Tat wird man in ihm ein germanisches Königsgrab vermuten, denn die Volksüberlieferung noch des 19. Jahrhunderts weiß von einem andern Langeloh zu berichten, daß dort Rennspiele beim Tode des Königs stattfanden. Ich verdanke die Kenntnis dieser höchst bedeutsamen Volksüberlieferung, die eine erstaunliche Ergänzung zu den Berichten des Homer und Beowulf darstellt, Herrn Wilms-Gelsenkirchen. Das Volk erzählt (H. Beisenherz, Das ehemalige Kirchspiel Kurl und seine Randgebiete, Gelsenkirchen o. J., S. 354): „Wenn in alter Zeit ein Häuptling (im Volksmund: Künning) starb, wurden anläßlich der Bestattung des Toten Reiterspiele veranstaltet. Die Reiter jagten auf ihren Pferden von der Höhe am Hünenberg über die „Längeloi" (bei Lanstrop-Dortmund) in südlicher Richtung den Hang hinunter bis an die Körne. Dabei wurden Speere geworfen und Kampfgesänge angestimmt." Wir dürfen annehmen, daß ursprünglich in der Rennbahn, dem Längeloh, das Ehrengrab lag und um dies Grab der mit Gesang verbundene Umritt und anschließend der Wettritt und andere Wettspiele stattfanden. Jährlich am Todestage des Königs oder aber zur Sonnwendfeier wird man den Kultritt wiederholt haben.



Felsritzung eines Rennwagens aus Tanum (Schweden)

Wir müssen nun noch zur germanischen und griechischen die nicht minder wichtige irische Überlieferung stellen. Die Kelten Irlands, die rassisch starke westische Einmischungen erfahren haben, gehören dem Ursprung nach zu den Indogermanen und bewahren viele indogermanische Bräuche. An mehreren Orten Irlands fanden große Volksfeste statt, die mit Rennspielen verbunden waren. An diesen Festen wurden aber auch Ge-

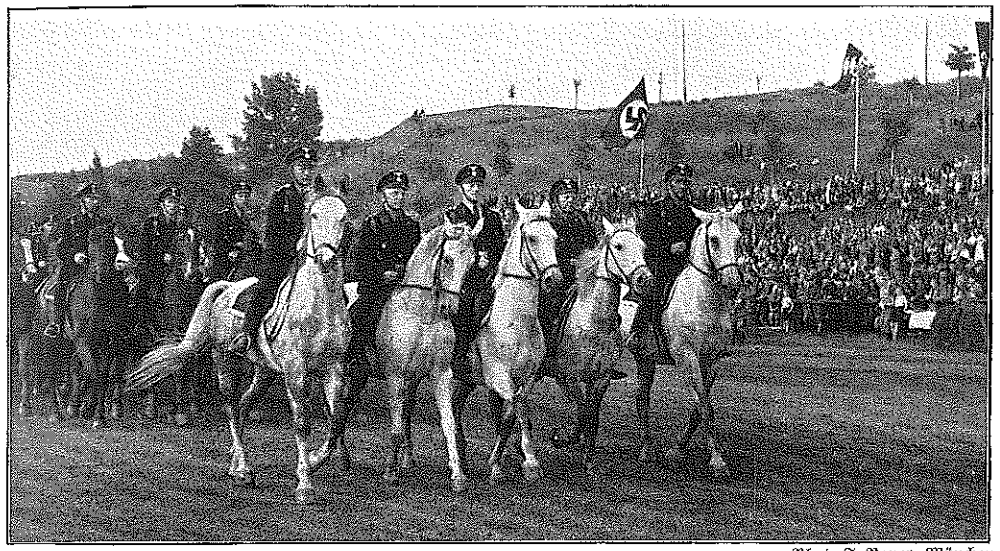
sänge und Sagen vorgetragen, musikalische Darbietungen (Harfen-, Hörnerspiel u. a.) nahmen einen hervorragenden Platz ein. Kurz, die Übereinstimmung mit den großen Volksspielen der Griechen waren so überraschend, daß alte Berichterstatter sie von dort her nach Irland gelangt sein lassen. Am ersten August, irisch Lugnasad, d. i. „Spiele des Lug" — einem der vier großen Jahresfeste Irlands — wurden in Tailltiu (Teltown am Blackwater) Rennspiele abgehalten. Sie sollen von Lug eingeführt sein zu Ehren seiner Pflegemutter Tailltiu, die er dort unter einem großen Hügel begrub. Tailltiu war ein alter Begräbnisplatz; dort waren die Gräber der ersten Könige von Ulster. Die Rennen zu Carman (Wexford) sollen zum Gedächtnis des Helden Carman, der dort begraben ist, stattgefunden haben. Das Fest zu Emain wurde gefeiert, um den Tod der „Königin Macha mit dem goldenen Haar" zu beklagen, die dort, wo sie auch ihren Königssitz gehabt haben soll, begraben liegt. Weiterhin wurden Rennspiele abgehalten in Cruachan, ebenfalls einem altberühmten Begräbnisplatze. Wiederum beobachten wir also den Ausgleich zwischen der alten Sitte, die Rennen zu Ehren eines großen Toten — ursprünglich also am Jahrestage seines Todes — abzuhalten, und der Verbindung der Rennen mit den großen Jahresfesten, deren Zeit sich aus dem rhythmischen Ablauf des Jahres ergibt.

Die Roß- und Wagenrennen, auf die wir vorwiegend unser Augenmerk gerichtet haben, sind beispielhaft für die Wettspiele der Indogermanen überhaupt. Häufig ließ sich beobachten, daß sie mit andern Wettspielen verbunden waren und wir sahen, daß sie stattfanden innerhalb der großen Kultfeste. Die Wettspiele aller Indogermanen waren mit dem Kult verknüpft und die Olympischen Spiele erhalten ur-indogermanischen Brauch.

Eine glänzende Bestätigung dieses Ergebnisses gibt uns die Überlieferung der Kanarier. Die Urbewohner der Kanarischen Inseln gehören zur nordisch-fälischen Rasse und standen, als die Spanier sie unterwarfen, d. h. größtenteils ausrotteten, noch auf jungsteinzeitlicher Kulturstufe. Das heißt aber, im 15. Jahrhundert gab es auf den Kanarischen Inseln gegenwärtig-lebendig eine früh-indogermanische Kultur. Die Überlieferungen der Kanarier müssen daher geradezu als Schlüssel zum Ur-indogermanentum bezeichnet werden. Die im folgenden mitgeteilten Angaben über die Volksfeste der Kanarier entnehme ich dem Werk des bayrischen Archivdirektors Franz von Löher (Das Kanarierbuch, München 1895), das bisher immer noch das bedeutendste Buch über die Kanarier in



Ringreiten der SS bei der Heinrichsfeier — Phot. F. Bauer, München



Reiterspiele der SS bei der Heinrichsfeier — Phot. F. Bauer, München

deutscher Sprache ist. Löher hielt die Kanarier für Germanen, und zwar für Reste der Wandalen; das war ein Irrtum. Aber die Bedeutung, die er ihren Überlieferungen für die Erforschung der Kultur der Germanen zuschrieb, haben sie in der Tat für die Erschließung der Kultur der Indogermanen. Das große Verdienst Löhers um die Sammlung der Quellen und um ihre Auswertung für die Kulturgeschichte der Indogermanen sollte endlich anerkannt und nicht wegen eines verzeihlichen Irrtums weiter totgeschwiegen werden. Löher schildert nach den Quellen die Volksfeste und Kampfspiele der Kanarier (a. a. O. Seite 491f): „Am feierlichen Tage zog alt und jung mit grünen Zweigen in den Händen daher, das wallende Haar bekränzt mit Laub und Blumen, und den Aufzügen und Opfern folgten Kampfspiele, Tänze und Lieder ohne Ende, und wenn der Abend dunkelte, flammten die Freudenfeuer auf den Bergen ... Kein Fest aber ohne Wettkämpfe. Vor der ganzen Gemeinde, ja vor dem ganzen Volke Geschick und Mut und Körperkraft zu zeigen, kühne Entschlossenheit eines gewandten Geistes und hohe Meisterschaft in den Waffen, dadurch den Mitbewerbern obzusiegen und in Wort und Lied gefeiert zu werden — dahin ging die brennende Begierde von Jugend auf."

Wir sahen, daß die germanischen Wagen- und Roßrennen vor allem im Mittwinter stattfanden und ihren Platz hatten in der langen Reihe der Julfestbräuche. Der Mittwintermonat hieß nach diesen Wettspielen geradezu der „Spielmonat", und die nordischen Quellen berichten viel von den Julleikar, den Mittwinterspielen. Weinhold hebt hervor, daß auf Island die gemeinschaftlichen großen Spiele die Glanzpunkte des ganzen Jahres waren, und nennt sie „die bescheidenen olympischen Feste des hochnordischen Germaniens". Besonders beliebt waren in Island Ball- und Kugelspiele, die dem norddeutschen Eisbosseln zu vergleichen sind. Die große Freude an Wettspielen aller Art ist ebenso bezeichnend germanisch wie griechisch, sie ist urnordisch. Eigentümlich indogermanisch ist ferner die Hereinnahme der Wettspiele in den Kult: es äußert sich darin eine Gesinnung, der es zum Frommsein gehörte, den Leib zu stählen und „allen voranzustreben, immer der erste zu sein". Ehre, Ruhm, Sieg erhoben den Menschen zu den Göttern, und höchstes Ziel war der immergrüne Kranz aus dem heiligen Hain und das siegfeiernde, unsterblichkeitverleihende Lied des Sängers. „Dieser nimmer weichende Schmuck ist das Höchste, was irgendeinen Sterblichen krönt" (Pindar, Erste olympische Ode).

Die Kampfspielbahn Langelau

Von Dipl.-Landw. Dr. Frhr. v. Hoyningen-Huene

Nachstehend geben wir einen vorläufigen Bericht über die bodenkundlichen und pollenanalytischen Untersuchungen in den Lauen der Senne, insbesondere dem Langelau. Die Untersuchungen wurden auf Anregung von Prof. Dr. W i e g e r s, Preußische Geologische Landesanstalt, und mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft durch den Verfasser durchgeführt. Die Pollenanalysen wurden unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. P o t o n i é, Preuß. Geolog. Landesanstalt, durch Herrn Tiergart vorgenommen. Der Aufsatz ist ein Auszug aus der Arbeit „Langelau und Königslau", die bei G. Westermann, Braunschweig, erscheinen wird.

Im südwestlichen Teil des Lippischen Landes liegt die Kohlstädter Senne, eine Sandlandschaft, die bei einem flüchtigen Besuch nichts besonders Interessantes oder Auffälliges bietet. Und doch ist gerade dieses Gebiet für die deutsche Vorgeschichte von größter Bedeutung.

Der Teutoburger Wald, an den sich die Senne anschließt, ist Zeuge großer Taten unserer germanischen Vorfahren und ist mit seinen Denkmälern und Wahrzeichen Wegweiser zu weiteren Zeugen germanischen Wirkens in der Senne.

Hügelgräber und Ruinen, alte Heerstraßen und Umwallungen sind Denkmäler, die auch dem nur kurz verweilenden Beschauer leicht ins Auge fallen. Haben diese Besonderheiten im Gelände erst einmal das Interesse des Wanderers wachgerufen, so werden ihm auch die Namen der Wege und Straßen, kleinerer Gebietsteile und Ortschaften bald den Wunsch nahebringen, näheres über die geschichtlichen Zusammenhänge dieses Gebietes zu erfahren.

Wir wollen zu unserer Wanderung durch ein Stück deutsche Vorgeschichte die Externsteine als Ausgangspunkt wählen und nach Süden gehen. Unser Weg führt uns durch Kohlstädt an der sogenannten H ü n e n- oder H e i d e n k i r c h e vorbei. Wir biegen dann nach Westen ab, bis unser Weg in eine breite Straße einmündet, die F ü r s t e n a l l e e, die von Kreuzkrug bis kurz vor Schlangen führt. Vier bzw. sechs Reihen alter Eichen geben dieser Straße ein besonders feierliches Gepräge. Die Eichen der Fürstenallee stehen sämtlich auf Wällen. Grabungen zeigen, daß diese Wälle einige Male aufgehäuft wurden. Vergleiche mit ganz ähnlichen Umwallungen in dieser Gegend, deren Alter durch Pollenanalysen und bodenkundliche Feststellungen bestimmt werden konnte, lassen den Schluß zu, daß auch die Wälle in der Fürstenallee in v o r c h r i s t l i c h e r Zeit entstanden sind[1].

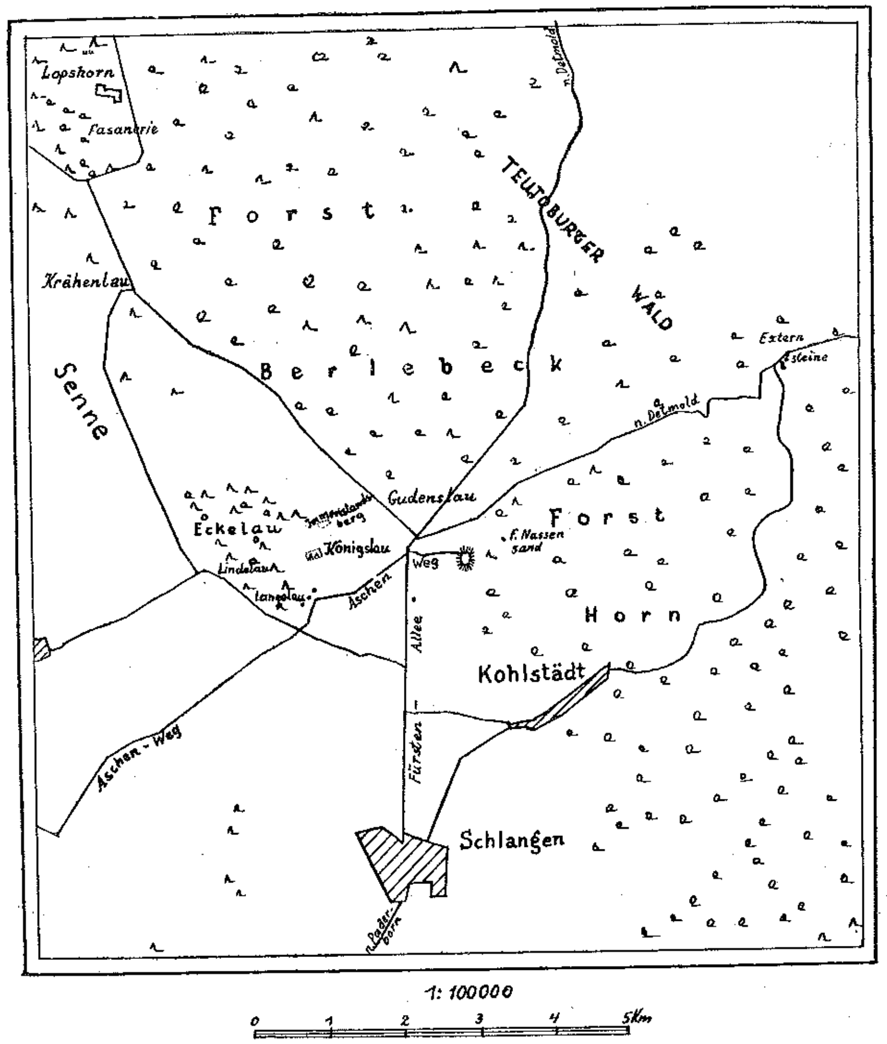


Seitengang der Fürstenallee

Der heutige Verlauf der Fürstenallee dürfte sich übrigens nicht mit der ursprünglichen Anlage dieser Straße decken. Biegt man im Norden, in der

[1] Die „Pollenanalyse" besteht in der vergleichenden mikroskopischen Untersuchung des in verschiedenen Bodenschichten erhaltenen Blütenstaubes. Das Mengenverhältnis der gefundenen Pollenarten gestattet zuverlässige Rückschlüsse auf die botanische Zusammensetzung früherer Waldbilder. Gleichzeitig ist auf Grund der zahlreichen in Deutschland auf diese Weise durchgeführten Untersuchungen mit Hilfe unserer geologischen, bodenkundlichen und vorgeschichtlichen Kenntnisse eine recht genaue Bestimmung des Zeitalters möglich, in dem ein Baum- und Gräserbestand den Boden deckte, so wie es uns die jeweilige Pollenanalyse zeigt.

Nähe vom Kreuzkrug, von der Fürstenallee in den Fichtenwald ein, so bildet ein etwa 12 m breiter, heute mit Fichten bestandener Weg — als solcher erkennbar an den zu beiden Seiten entlanglaufenden, gleichfalls mit Fichten bestandenen Wällen — quer durch den Wald hindurch die Fortsetzung der Fürstenallee. Die Bodenprofile der mit E i c h e n bestandenen Wälle der heute noch als Weg genutzten Fürstenallee und die der mit F i c h t e n bestandenen

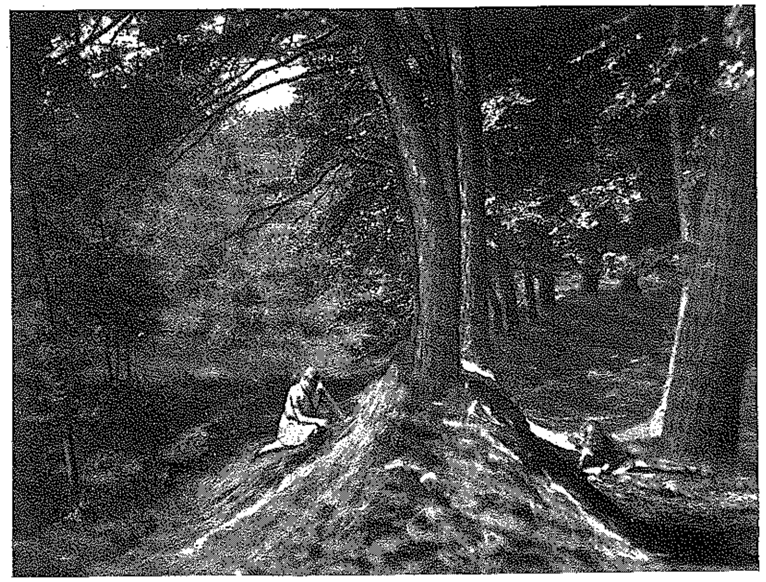


Kartenskizze des Teutoburger Waldes mit der Senne

Wälle der Verlängerung im Walde zeigen gleiche Merkmale, was auf eine einheitliche Bewachsung in früherer Zeit hindeutet. Diese bodenkundlichen Feststellungen im Gelände wurden durch Pollenanalysen im Laboratorium nachgeprüft. Tatsächlich konnten in den Wällen der heutigen und in denen der alten Fürstenallee Quercuspollen (Eichen) in großer Anzahl festgestellt werden. Besonders in der Schicht unter den Wällen — der früheren Oberfläche — wurden neben einigen Gräserpollen fast ausschließlich Eichenpollen gefunden.

Wir verfolgen die heutige Fürstenallee bis zur Haustenbecker Landstraße. Diese Landstraße wird von einem Weg gekreuzt, der die Bezeichnung A s c h e n w e g führt. Der

Umwallung von Langelau

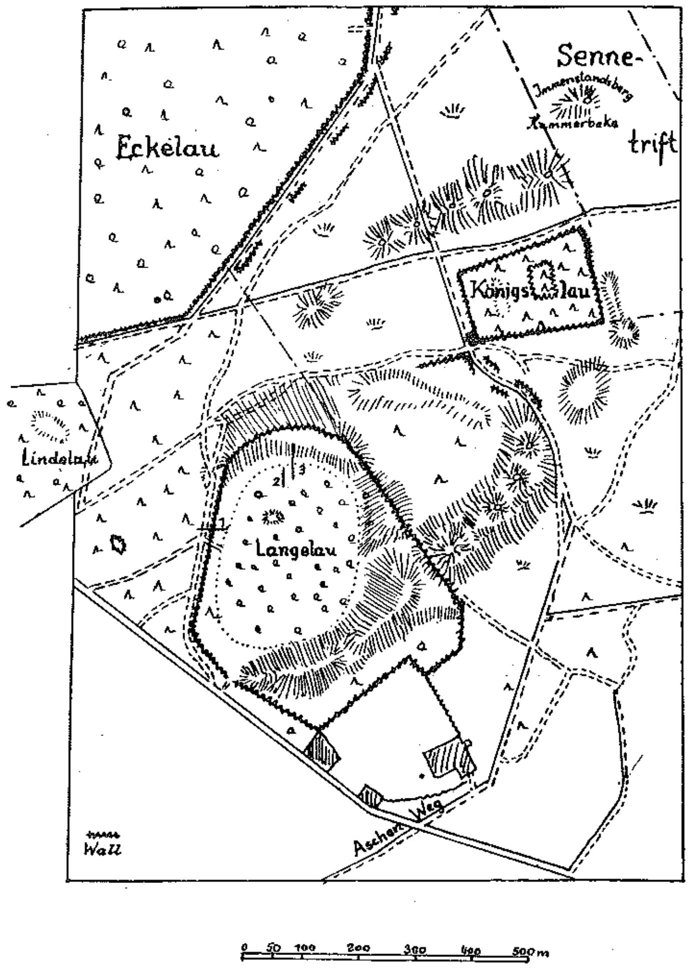


Aschenweg verbindet eine Reihe sehr merkwürdiger umwallter Plätze. Es handelt sich um Gebietsteile, deren Namen auf „-lau" enden, Langelau und Königslau (nach Jellinghaus bedeutet „Lau" = „Loh" = Heiliger Hain). Im Bereich der Kohlstädter Heide liegen noch weitere vier als Laue bezeichnete Flächen, nämlich Lindelau, Eckelau, Krähenlau und Gudenslau.

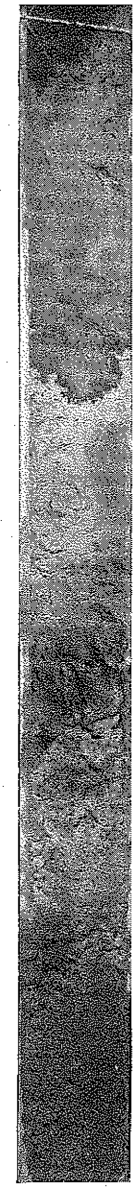
Im vergangenen Jahre wurden bodenkundliche Untersuchungen vorgenommen, mit deren Hilfe Alter und ursprünglicher Zweck der Laue festgestellt werden sollte. Begonnen wurde mit der Untersuchung der Umwallungen, bei denen zu unterscheiden war zwischen solchen, die auch heute noch Eigentumsgrenzen darstellen, und Umwallungen, die heute ohne praktische Bedeutung sind. Das nachstehende Ergebnis der bodenkundlichen Untersuchungen im Gelände wurde durch später im Laboratorium ausgeführte Pollenanalysen voll bestätigt.

Die beiden oben beschriebenen Arten von Umwallungen unterscheiden sich weder im Aufbau noch im Alter voneinander. Stofflich bestehen sie aus Heideplaggen und Sand. Ihr Profil (Querschnitt) zeigt, daß es sich jeweils um zwei übereinanderliegende Wallanlagen handelt, von denen die untere etwa 2000 Jahre v. Chr. aufgeschüttet sein muß.

Die Umwallung von Langelau schließt eine Waldlandschaft von Fichten-Buchenmischwald, Gräsern und Unterholz und im Norden und Osten einen Dünenzug ein. Die Bodenbeschaffenheit des Innenraumes ist nicht einheitlich: Der Kern weist einen ziemlich feuchten, tonigen Pflanzenstandort auf, dessen Eigenschaften das Wachstum von Gräsern mannigfacher Art besonders begünstigen. Diese Fläche ist heute mit Buchenwald und Gräsern bestanden, weist aber in ihrem Profil die kennzeichnenden Merkmale dafür auf, daß hier früher während eines längeren Zeitraumes ausschließlich Gräser den Pflanzenbestand bildeten. Pollenanalysen im Laboratorium bestätigten, wie erwähnt, diese bodenkundliche Feststellung vollauf. Die Bodenfeuchtigkeit nimmt nach der Umwallung zu ab, die schwere tonige Bodenart geht in eine leichte sandige mit tonigem Untergrund über. Der sandige Boden legt sich als ein etwa 35 m breiter Streifen um den guten Boden des Kerns. Der Sandstreifen ist mit Kiefern-Buchenmischwald bestanden und weist eine viel kümmerlichere Grasvegetation als der Kern auf. Bodenkundliche Untersuchungen und vergleichende Studien haben ergeben, daß dieser Streifen



Die Laue der Senne



Längsprofil des Langelauwalls

früher während großer Zeiträume überhaupt von jeder Vegetation entblößt war als Folge einer Nutzung des Streifens als Weg oder Bahn.

Die ebene Fläche des Kerns wird im Nord-Westen von einem Sandhügel unterbrochen, dessen Entstehung nicht auf eine natürliche Ablagerung zurückzuführen ist, sondern auf künstliche Aufschüttung. Betrachtet man nun die Landschaft des Innenraums auf ihre Anlage und ihre frühere Bewachsung hin, so ergibt sich, daß hier eine von einer 35 m breiten Bahn umschlossene Rasenfläche mit einem den Überblick gewährenden Sandhügel in der Nordwestecke vorhanden ist. Die Annahme liegt nahe, daß hier eine Stätte für die Austragung von Kampfspielen geschaffen war, bei der die Wälle lediglich als Umfriedung zu denken sind.

Um zum Aschenweg zurückzukehren, müssen wir an einem Dünenzug entlanggehen, der die Verlängerung der Düne von Langelau bildet. Auf diesem Dünenzug befinden sich drei Hügelgräber, deren Entstehung an Hand prähistorischer Funde, bodenkundlicher Untersuchungen und Pollenanalysen einwandfrei in die vorchristliche Zeit gelegt werden kann. Der Aufbau dieser Hügel entspricht genau dem des unteren älteren Walls von

Langelau. Noch heute haben diese Hügel insofern eine besondere Aufgabe, als auf dem mittleren alljährlich das Osterfeuer entzündet wird.

Wir sind nun wieder zum Aschenweg zurückgekommen und verfolgen ihn bis zum Königslau. Der Königslau unterscheidet sich in Anlage, Vegetation und Bodenbeschaffenheit wesentlich vom Langelau. Im Gegensatz zum Langelau hat der Königslau nicht nur eine äußere Umwallung, sondern in seinem Innenraum noch einen zweiten Wall, der eine kleine rechteckige Fläche einschließt. An der Süd-Westecke der äußeren Umwallung befindet sich ein von Wällen flankierter Weg, der die direkte Zugangsstraße vom Aschenweg zum Königslau bildet. Der Innenraum des Lau, der heute hauptsächlich mit Fichte und geringer Grasflora bestanden ist, war früher ein Eichenhain. Diese Feststellung konnte auf Grund der Pollenanalysen gemacht werden und findet ihre Bestätigung in der tonigen Beschaffenheit des Untergrundes, die für eine derartige Vegetation besonders günstig ist. In diesem Zusammenhang möchte ich noch den westlich von Langelau liegenden *Lindelau* erwähnen, der heute mit Kiefern und Buchen bestanden ist. Der Name *Lindelau* schien also keinerlei botanische Bedeutung zu haben, bis die Pollenanalysen aufzeigten, daß im östlichen Teil des Lau die Lindenpollen einen bedeutenden Prozentsatz der Baumpollen ausmachen: In der Krume sind es 20% und im Untergrund sogar 42%. Dieser Befund läßt sich allerdings nicht im westlichen Teil von Lindelau feststellen. Es dürfte daher anzunehmen sein, daß die heute den Namen Lindelau führende Fläche sich *nicht* mit der früher so bezeichneten Fläche deckt. Der frühere Lindelau ist mehr nach dem Osten, näher an den Langelau heran, zu verlegen, in dessen westlicher Umwallung — und zwar nur dort — sich Lindenpollen vorfanden.

Die Entstehung der drei Laue dürfte etwa gleichzeitig in das 4. Jahrtausend v. Chr. fallen.

Wenn wir von Königslau nach Norden weitergehen, treffen wir auf eine Düne, die den Namen Immenstandsberg führt und durch ihre bevorzugte Lage und Höhe einen Überblick über die gesamte Sennetrift gewährt. Auf dem Immenstandsberg befindet sich ein Hügelgrab. Am Fuße des Immenstandsberges im Süden liegt eine kleine Schlucht,



Die große Kurve im Langelau

die *Kummerbeke*, von der der Volksmund erzählt, daß in dieser Schlucht vor kommenden Notzeiten Wasser fließt. Die Schlucht ist gewöhnlich trocken, tatsächlich deuten aber der Bodenbefund und die Grasvegetation darauf hin, daß hier zeitweise Wasser fließt.

Wir kehren nun wieder zum Aschenweg zurück, verfolgen ihn weiter und treffen südlich vom Kreuzkrug wieder auf die Fürstenallee. Der Aschenweg geht über die Fürstenallee hinaus und endet an einer mit Hügelgräbern dicht besetzten Düne in der Nähe der Försterei Nassensand. Gehen wir die Fürstenallee in Richtung Kreuzkrug weiter, so treffen wir nördlich davon auf das sogenannte Paulinenholz, das früher Gudenslau hieß. Ein von hier ausgehender Seitenweg verbindet die Fürstenallee schließlich wieder mit den Externsteinen.

Meine Ausführungen sollten wesentlich zeigen, daß zur Kenntnis von der Umwelt und Lebensweise unserer Vorfahren zahlreiche Wege führen, daß vor allem eine geduldige gemeinsame Kleinarbeit aller heimatlich gebundenen Forschungszweige hierbei notwendig ist. Waren Geologie und Botanik schon seit langem die wichtigsten naturwissenschaftlichen Hilfsquellen der Vorgeschichtsforschung, so gewinnt auch auf diesem Gebiet die neuzeitliche Bodenkunde mehr und mehr an Bedeutung als ein Wissensgebiet, das sich nach jeder Richtung vornehmlich mit den oberen Schichten des Bodens als Lebens- und Kulturträger befaßt. Die Pollenanalysen wurden vom Verfasser lediglich zur Nachprüfung der bodenkundlichen Untersuchungsergebnisse herangezogen, der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit ist aber durchaus auf die bodenkundlichen Forschungen gelegt worden.

Deutsche Rolandstandbilder

Von Hans Henniger

Viel ist schon um die Rolandstandbilder herumgerätselt worden. Sie haben sich aber deshalb nicht aus ihrer Ruhe bringen lassen, sondern schmücken noch heute, schildgewappnet und schwertgegürtet, Märkte und Rathäuser vieler deutscher Städte. Sie bilden eine Sippe für sich unter den Standbildern, und der Steinriese zu Bremen, dem kein Werk deutscher Bildhauerkunst an Volkstümlichkeit nahekommt, ist gleichsam ihr Patriarch. Er trägt der Vorschrift des Sachsenspiegels gemäß weder Kappe, Hut noch Haube, denn er verkörpert das Amt des Trägers hoher Gerichtsbarkeit. Üppiges Haupthaar umrahmt das mehr milde als strenge Gesicht — es ist fast — als drücke er die Augen zu ob des vielfach törichten Menschentreibens. Er lächelt resigniert über die Frage des kleinen Bremer Dreikäsehochs: „Wer is dat ale Mensch mit'm Dach übern Kopp, Vader?" und hält unverdrossen sein Schwert, das ihn zu einem Sinnbild des Königsbannes erhebt, durch das die Marktgerechtigkeit geheiligt und deren Verächter mit Strafe bedroht wurde.

Bis ins germanische Altertum läßt sich die Bedeutung des Schwertes als Rechtswahrzeichen an den Gerichtspfählen verfolgen, deren nahe Berührung mit den Rolanden durch die zweifellos sehr alte Vorschrift des Weistums zu Bueren in Westfalen beglaubigt ist, wo der Gerichtspfahl als Schwertpfahl bezeichnet und zur Hegung des Dings verwendet wurde. Später finden wir ihn bei den Femgerichten als Femsäule wieder.

Wie die öffentlichen Gerichtsplätze in heidnischer Zeit zugleich Opfer- und Kultstätten waren, hatten auch die Pfähle ursprünglich religiöse Bedeutung. Wir wissen, daß die Germanen noch in historischer Zeit keine Götterbilder in menschlicher Gestalt besaßen, sondern im Sinnbild von Steinen oder Pfählen die Gottheit selbst verehrten. So galt die Irmensäule als der Pfeiler des Alls, in dem man den Volksgöttern huldigte. Erst in späterer Zeit schnitt man in diese Säulen Köpfe ein und gab ihnen menschliche Züge. Die dreiköpfige Steinsäule in Holzgerlingen bei Stuttgart stellt solch einen alten Pfahl-



Grabdenkmal des Herzogs Wilhelm von Braunschweig in der Kirche zu Hardegsen (vgl. das Umschlagbild)

menschen dar. Auch das Thorsbild zu Skeninge in Östergötland gehört hierher, das als Stadtwahrzeichen rolandähnliche Bedeutung erlangte. Nur die uralte kultische Bedeutung erklärt die übermenschliche Größe dieser Standbilder.

Die alten freistehenden Rolande mit ihren eng an den Körper gepreßten Armen weisen vor allem in der Seiten- und Rückenansicht auf den Pfahl zurück. Der Dorfroland von Potzlow in der Uckermark mutete bis vor wenigen Jahren noch wie ein roher vom Zimmermann bearbeiteter Balken an, bis er leider im Jahre 1930 durch unkundige Restauration entstellt wurde. Und genau so beschaffen waren die alten Rolande von Plötzky bei Magdeburg und in Elbing. Im Vergleich mit den späteren Steinrolanden können wir eine ähnliche Entwicklung verfolgen wie in der Heidenzeit vom Gerichtspfahl zum Bildwerk.

Die ersten Rolande waren wie die ältesten Kirchen aus Holz und wurden erst später durch Steinstandbilder ersetzt. Als der erste steinerne Roland in Deutschland ist der Bremer anzusehen, der in seiner ewigkeitssicheren Erscheinung voll gebieterischer Kraft dem monumentalen Stil der mittelalterlichen Grabdenkmäler nahekommt. Die starre Feierlichkeit der Haltung ist nicht dem Tagesleben verpflichtet oder abgelauscht, sondern mutet durchaus wie eine aufgerichtete Grabplatte an. Professor Habicht hat als erster auf die außerordentlich nahen Beziehungen zwischen dem Bremer Roland und dem Grabmal des 1391 jugendlich verstorbenen Herzogs Wilhelm von Braunschweig in der Kirche zu Hardegsen hingewiesen. Die Übereinstimmung der Köpfe ist unleugbar, so daß wir annehmen dürfen, daß beide Plastiken von dem gleichen Meister geschaffen wurden, zumal sie zeitlich einander sehr nahe stehen. Der Bremer Roland wurde im Jahre 1404 errichtet, wie ein altes Rechnungsbuch vom Rathausbau meldet: „Do na ghodes weren ghan MCCCC unde IIII jar, let de rad to Bremen buwen Rolande van stene, de kostede hundert unde seventich bremere Mark."

Die hölzernen Rolandsäulen haben zu dem Irrtum beigetragen, diese mit den Spielrolanden in Zusammenhang zu bringen. Es gibt ein altes dithmarscher Volksfest, das Rolandreiten, das sich aus dem 13. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Das Museum zu Meldorf in Holstein, sowie das Altonaer Museum zählen mehrere solcher männlichen Holzfiguren mit ausgebreiteten Armen und Schild zu ihren Schätzen. Sie sind drehbar und halten in der Linken oft einen Aschenbeutel, aus welchem dem

ungeschickten Reiter Asche ins Gesicht geschleudert wurde, der im Vorbeireiten mit dem Stöter nach dem Schilde stach. Wer den Schild restlos vernichtete, war Sieger. Auch in Magdeburg war dieses Spiel, das eine Nachbildung der germanischen Maispiele darstellt, schon 1280 bekannt. Das völlige Abweichen der Spielfiguren in ihrer äußeren Erscheinung von den Rolandsäulen läßt deutlich erkennen, daß sie nichts mit den Rechtssymbolen zu tun haben.

Der erste Roland mit rechtlicher Bedeutung ist uns für Magdeburg aus dem Jahre 1419 verbürgt. Er war aus Holz und wurde 1459 in Stein nachgebildet. Außer seinem Bremer Artgenossen ist der Magdeburger der einzige, den das Volkslied besungen hat:

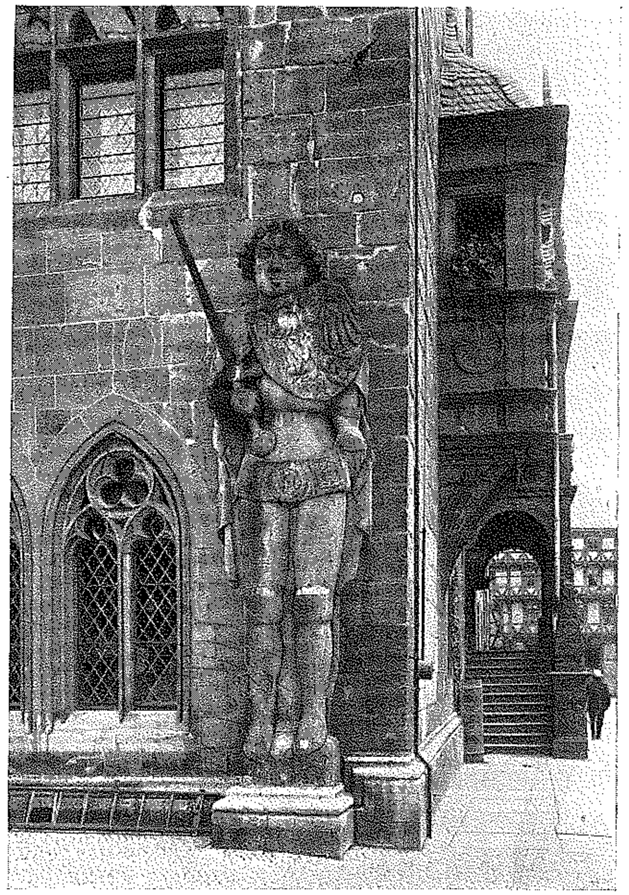
> „Zu Magdeburg auf dem Markte,
> Da steht ein eiserner Mann:
> Wollten ihn die Pfaffen haben,
> Manch Spanier müßte dran!"

und

> „Hierbei steht auf dem Platze
> Ein großer eiserner Mann:
> Derselbe nimmt acht der Hatze
> Und sieht keinen Spanier an."

Die Chronika der Sachsen und Niedersachsen von 1588 zeigt uns sein Bild, vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen eingekleidet, was den Vers vom eisernen Mann verständlich machen dürfte. Der Magdeburger Roland trug die Gesichtszüge von St. Mauritius, welcher der Schutzheilige des uralten Bistums ist. Als Magdeburg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Schutt und Asche zerfiel, war es auch um den alten Roland geschehen, der 1631 das Schicksal der Stadt an den drei Flüssen teilte.

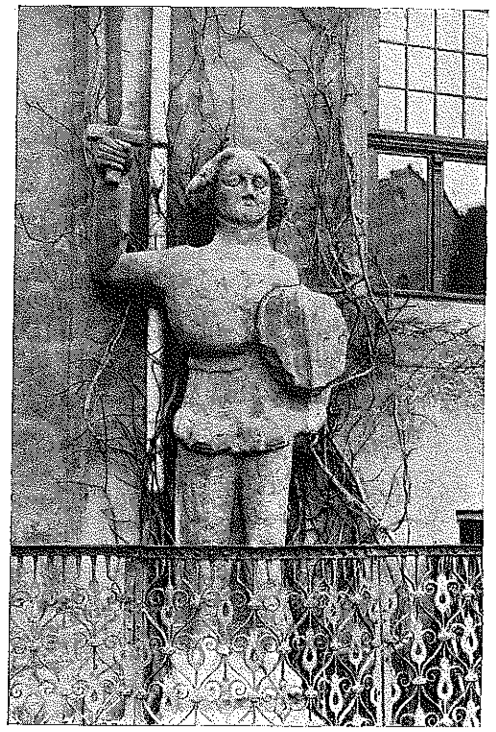
Da der Roland als Symbol der Stadt- und Marktfreiheit galt, wurde durch die Vernichtung eines Rolandstandbildes gleichsam die Niederlage einer Stadt gekennzeichnet. Als die Äbtissin Hedwig von Quedlinburg 1477 mit den Bürgern der Stadt in Zwistigkeiten geraten war, ließ sie als Zeichen ihres Triumphes den Roland stürzen. Erst im Jahre 1869 wurde der derart Gemaßregelte und Erniedrigte aus seiner unverschuldeten Verbannung hervorgeholt und ihm der Ehrenplatz von neuem angewiesen. Nicht viel besser erging es dem Roland zu Halle, der



Roland zu Halberstadt



Roland zu Stendal



Roland zu Quedlinburg

nach der Niederwerfung der Freiheitsbestrebungen des Hallischen Rats im Jahre 1481 durch den Erzbischof Ernst von Magdeburg eingekerkert wurde.

Nicht alle Rolande tragen einen Schild, aber das aufgerichtete Schwert werden wir bei keinem vermissen. Im übrigen treffen wir immer zwei bestimmte Typen von Rolanden an: denjenigen ohne Schild und Mantel mit ausgestrecktem Schwert, den „Magdeburger Roland" — und den Roland, um den sich die Faltenwogen des Mantels schlingen, der das bloße Schwert an die Schulter lehnt und einen Schild trägt, den „Bremer Roland".

Eine gewisse Familienähnlichkeit verbindet die Rolande von Halberstadt, Zerbst, Questenberg und Neustadt/Hohnstein miteinander. Nur ihre Größe ist entsprechend der Größe ihrer Städte verschieden. Der Roland von Halberstadt, an die Südseite des Rathauses gelehnt, hat sich einen breiten Gürtel um die Lenden geschlungen. Seine Linke hält den Schild mit Doppeladler. Auf dem Schwertgurt ist die Jahreszahl 1433 zu lesen.

Fast möchte man mit Goethe ausrufen: „Es ist ein altes Buch zu blättern, von Harz bis Hellas lauter Vettern!" Wir brauchen aber nur bis Stendal vorzudringen, um schon wieder auf einen Roland zu stoßen. Stendal, am Ende des 14. Jahrhunderts eine fast unabhängige Stadt, war im Besitz des Blutbannes, des Münzrechtes, des Judenrechtes und des Rechtes, mit anderen Städten Bündnisse zu schließen, überdies noch Mitglied der Hanse. Kein Wunder, daß das Bewußtsein so uneingeschränkter Macht in großartigen Bauwerken zum Ausdruck drängte. Ist es da erstaunlich, wenn wir vor der entzückenden Baugruppe, welche die Marienkirche mit dem Rathaus bildet, auch einen sechs Meter hohen Roland antreffen, dessen Schild den Brandenburger Adler zeigt, während auf der Rückseite, wie ehedem auch in Magdeburg und anderen Städten ein Eulenspiegel Allotria treibt.

Auch Brandenburg beherbergt noch eine jener wunderlichen Riesengestalten, deren Maß fünfeinhalb Meter beträgt, während in Nordhausen, der Stadt des Korns und Kautabaks und einer der interessantesten Marktstädte Thüringens, der Däumling unter den Rolanden eher der Vorstellung eines Märchenbuch- oder Nußknackerkönigs nahekommt. Trotzdem bekennt er sich eindeutig als Gerichtswahrzeichen:

„Ich Roland, edler Mann
Und großer starker Rese.
Es hüten sich alle vor diesem Plan,
Wollen sie vor meinem Schwert genesen."

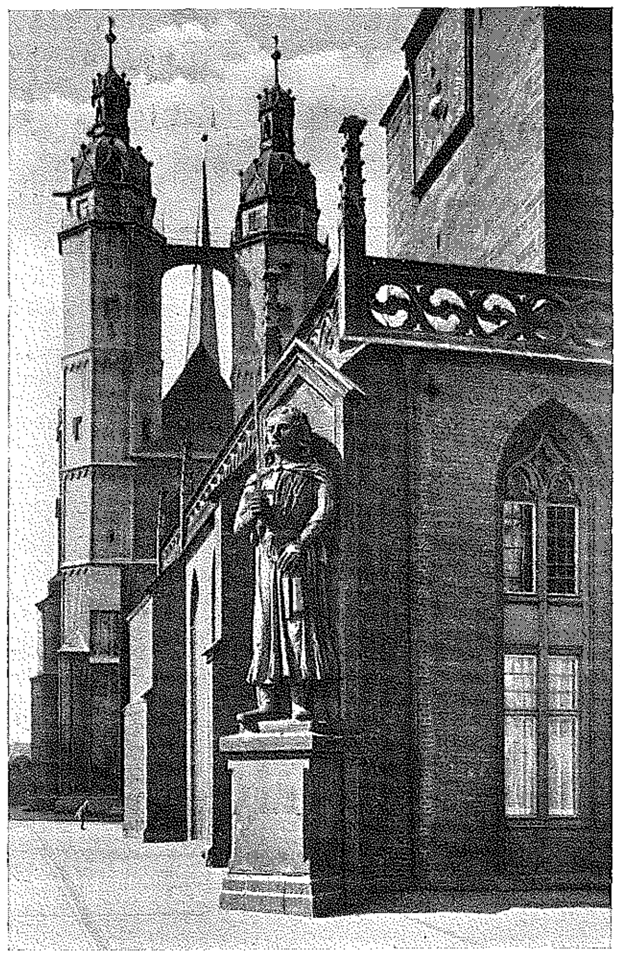
und

„Ich stehe hier auf des Richters Plan."

In Halle, der Stadt der Pfänner und Halloren, ist der 1719 errichtete Roland vier Meter hoch. Er trägt nicht wie sein Vetter in Nordhausen einen roten Schnürenrock, sondern einen langen Mantel und verkörpert, barhäuptig und ungerüstet, den Burggrafen von Magdeburg, der Halles oberster Richter war. Die Steinplastik von 1719 ist die genaue Nachbildung einer viel älteren Holzfigur, die zuerst 1426 erwähnt wird, deren Kleidung aber weit darüber hinaus ins 13. Jahrhundert weist, denn das 12. und 13. Jahrhundert stellte den Fürsten überall in der Friedenstracht dar, während erst das 15. Jahrhundert das geharnischte Ritterbild bevorzugte. Dem Typ nach dürfte der Roland von Halle also als der älteste anzusprechen sein und noch über den von Bremen zurückreichen.

Gerade bei diesem Rolandstandbild ist die Bedeutung als Rechtswahrzeichen unzweifelhaft. Darüber hinaus aber erhalten wir in Halle wichtige Aufschlüsse über die vielumstrittene Herkunft des Rolandnamens. Bezeichnete man doch in Halle mit „Roland" nicht nur die schwerttragende Riesengestalt auf dem Marktplatz vor dem Roten Turm, sondern die gesamte Richtstätte und den Gerichtshof selbst.

Schon im Jahre 1700 hat der rechtsgelehrte Ratmann und Beisitzer des Schöffenstuhls zu Halle, Andreas Ockel, in seiner Schrift: „De palatio regio seu scabinatu Hallensi"

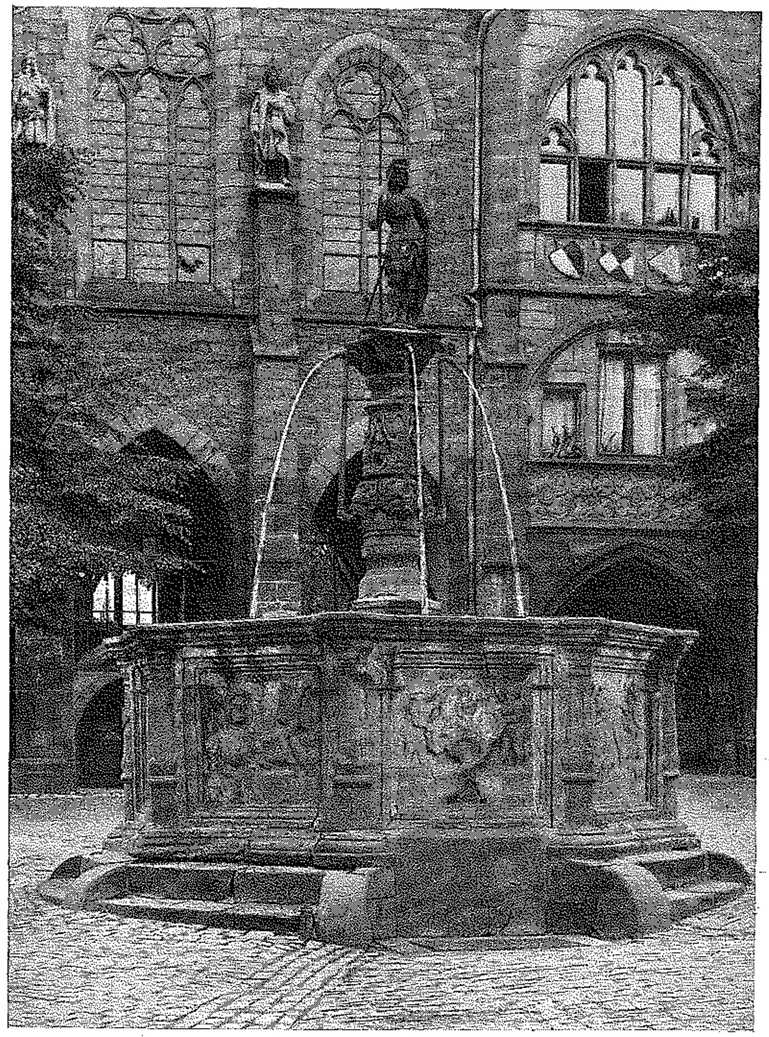


Der Roland am Roten Turm auf dem Marktplatz zu Halle a. S.

die Ansicht geäußert, der Rolandname, den sein Gerichtshof noch damals führte, sei von „Rotland“ abgeleitet. Dieses Rote Land aber sei „ein mit öffentlichem Frieden umwehrter Platz, wo Menschenblut vergossen wird“. Er lehnte also die landläufige Zurückführung des Namens auf den Paladin Karls ab, zumal man in Frankreich, der Heimat der Rolandsage, die Rolandverehrung nie durch riesenhafte Bildsäulen zum Ausdruck gebracht hat. Und in Deutschland gehörte das Rolandlied der hohen Literatur an, war also nicht volkstümlich.

Roland bedeutet demnach: — die Gerichtsstätte, der Marktplatz. Im weiteren wurde der Name übertragen auf das Wahrzeichen des Ortes, das man gleichfalls Roland nannte. So wird es auch erklärlich, daß die Spiele, die man auf dem Marktplatz abhielt, den Rolandnamen empfingen, wie wir es beim Rolandreiten sahen. Die Anknüpfung an die Karlssage und spätere Umdeutung auf den Paladin Karls I. greift auf Bremen zurück, wo man das Zeichen des Königsbannes zu einem Symbol der Stadt- und Reichsfreiheit erhob, als deren Schöpfer man seit dem 12. Jahrhundert Karl betrachtete.

Die Berliner und Hamburger Rolande haben längst das Zeitliche gesegnet, desgleichen die von Braunschweig und Salzwedel neben vielen andern. Als Zeugen des frühen Mittelalters sind sie im wesentlichen auf das sächsische Rechtsgebiet Nord- und Mitteldeutschlands beschränkt geblieben und haben sich nur vereinzelt in andere Länder verirrt, wie die Rolande von Verona und Ragusa, die durch deutsche Fürsten nach dem Süden verpflanzt wurden.



Roland-Brunnen zu Hildesheim

Im Lauf der Zeit ist der Rolandname auf viele Denkmale übertragen worden, die ihn im Mittelalter noch nicht geführt haben und nicht als eigentliche Stadtwahrzeichen anzusehen sind; doch ist auch ihnen in vielen Fällen die Bedeutung als Sinnbild königlicher Hoheitsrechte nicht ab-

zusprechen, zumal ihre Stellung auf alten Gerichts- und Marktplätzen den Zusammenhang mit den echten Rolandsäulen erkennen läßt.

Das 1597 zuerst erwähnte Standbild in Wedel (Holstein) ist zwar schon in seiner ganzen äußeren Erscheinung kein mittelalterlicher Roland, sondern ein Kaiserbild, gilt aber seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in Literatur und Volksüberlieferung überall als Roland. Aufzeichnungen von Ortseingesessenen aus dem Jahre 1653 geben uns genaue Kunde von seiner Entstehung. Sie berichten, daß er von den Grafen von Holstein bei Verlegung der Ochsenfähre und des Zolls von der Lichte im damaligen dänischen Amt Haseldorf nach Wedel errichtet worden sei zum Zeichen des dem Orte verliehenen Privilegiums, daß die während des dortigen Ochsenmarktes gegen ausländische Kaufleute in Handelsstreitsachen ergangenen Urteile des zuständigen Richters, des Amtmannes zu Pinneberg, sofort vollstreckbar sein sollten.

Auch über den norddeutschen und mitteldeutschen Raum hinaus finden sich vielerorts Standbilder, deren Bedeutung eine rolandähnliche ist, selbst wenn sie einen andern Namen führen. Sie gehen ebenfalls auf den altgermanischen Gerichtspfahl zurück, wie die mittelalterlichen Staup- und Prangersäulen, die oft von geharnischten Figuren gekrönt sind und das erhobene Richtschwert tragen.

Ein wenig verirrt und schüchtern muten uns die zierlichen Brunnenrolande an, die auf vielen alten Marktplätzen noch von vergangenen Zeiten träumen. Sie sind reizvolle Miniaturen, die sich einfügen in den beschaulichen Trott der alten Städte und dazu gehören, wie das Plätscherlied der Laufbrunnen unter ihnen. Ein eigener Zauber ist in diesen Baudenkmälern beschlossen, ein pietätvoller Sinn und zugleich die besondere Art unserer Vorfahren, das Ernste und manchmal Grauenvolle mit Humor und Schalkhaftigkeit zu umkleiden.

Es liegt etwas Versöhnliches darin, den unruhig von Entwicklung zu Entwicklung dahinhastenden Menschen an einem solch alten Sinnbild hängen zu sehen; denn lange, nachdem die ursprüngliche Bedeutung der Rolande in Vergessenheit geraten war, haben sich mancherlei Sitten erhalten, die von der großen Verehrung zeugen, die diese Standbilder noch heute genießen. Ein besonders schöner Brauch wird in Bramstedt (Holstein) gepflegt, wo die Brautpaare nach der Trauung dreimal um den Roland geführt werden, was Gesundheit und Glück in der Ehe bringen soll. Dabei wird der Vers gesungen:

„So lang de wind weyt un de Hahn kreit
Sall üm den Roland danzt warn
Wenn de Sünn unnergeit.“

Benutztes Schrifttum: Dr. Herbert Meyer: Heerfahne und Rolandsbild, Weidemannsche Buchhandlung, Berlin 1930. — Dr. V. C. Habicht: Der Roland zu Bremen, Angelsachsen-Verlag, Bremen 1922. — J. Sello: Der Roland zu Bremen, Bremen 1901. — Ders.: Vindiciae Rulandi Bremensis, Bremen 1904.

„Was auch der alten Deutschen heidnische Lehr gewesen, vernimmt man am besten aus den wunderbarlichen Hausmärlein von dem verachteten frommen Aschenpöffel und seinen stolzen spöttischen Brüdern, vom albern und faulen Heinzen, vom eisern Heinrich, von der alten Heidhartin und dergleichen. Welche ohne Schrift immer mündlich auf die Nachkommen geerbet werden und gemeinsam dahin sehen, daß sie Gottesfurcht, Fleiß in Sachen, Demut und gute Hoffnung lehren, denn die allerverachtetste Person wird gemeiniglich die allerbeste.“

Rollenhagen, in der Vorrede zum Froschmeuseler 1595.

Aus der Landschaft

Zur Zootzenfrage. Herr Lehrer Erich Marks zu Neuwerder im Westhavelland hat mir auf eine Anfrage unter dem 23. 2. 35 geantwortet: „Es ist in der Zootzener Gegend im Landvolk bekannt, daß jemand, der das Pech hatte, im Zootzen zu stolpern, den Wald kriechend verlassen mußte." Diese Form der Volksüberlieferung bestätigt einerseits den Bericht des Försters in Heft 1/1935, erweitert ihn aber andererseits in erwünschter Weise, indem die Beschränkung auf die Nachtzeit fortfällt. Herr Marks hat in Aussicht gestellt, weitere Nachforschungen in dieser Hinsicht anzustellen.

In Heft 8 der Ausgabe Kurmark der „Nationalsozialistischen Erziehung" hat Herr Marks einen Aufsatz gebracht über „Allgemeines über die Ergebnisse meiner Flurnamensammeltätigkeit". Darin geht er auf Flur- und Ortsnamen wendischen Ursprungs ein, die von deutschen Ansiedlern übernommen und mundgerecht gemacht worden sind. Dabei schreibt er: „Sehr oft habe ich in der Prignitz den Flurnamen ‚Schwedenschanze' angetroffen. Es ist doch eigentümlich, daß es keine ‚Franzosenschanze' gibt. Ein slawisches Wort svetu heißt ‚heilig'. Es ist nun zu verstehen, daß aus svetu leicht Schweden geworden sein kann, als man noch der Schriftsprache entbehrte. Wir haben also oft, nicht immer, in den Schwedenschanzen heilige Opferstätten vor uns."

Dieser Erklärungsversuch des Flurnamens Schwedenschanze fesselte mich um so mehr, als auch im Zootzen eine Schwedenschanze liegt und es daher für die Forschung einen weiteren wichtigen Fingerzeig bedeuten würde, falls Marks Vermutung anerkannt werden könnte. Ich wandte mich deshalb noch einmal an Herrn Universitätsprofessor Dr. Vasmer und bat ihn um seine Ansicht darüber. Gleichzeitig fragte ich an, ob das slawische sosna ein kurzes o habe oder eine langes, indem ich darauf hinwies, daß nach Förstemann der Ortsname Zossen ebenfalls von sosna abzuleiten sei. Ich fügte hinzu, daß bei Wittstock an der Dosse ein Dorf Zootzen liegt inmitten von Kiefernwäldern, und bat um Auskunft, ob sosna auch „Kiefer" bedeutet habe. Unter dem 18. 3. 35 antwortete mir Herr Prof. Dr. M. Vasmer: „Auf Ihre Anfrage vom 13. 3. möchte ich Ihnen mitteilen, daß ich sowohl den Namen Zootzen als denjenigen von Zossen aus dem slawischen sosna ‚Fichte' erklären möchte. Das slavische Wort hat zweifellos einen kurzen o-Vokal. Ich glaube aber, daß die Dehnung des o im Deutschen erfolgt sein muß. Wenn in Zossen eine solche Dehnung unterblieben ist, dann könnte das entweder durch späte Eindeutschung erklärt werden oder durch deutsche Dialektverhältnisse. Die ältere Bedeutung des slavischen Wortes ist ‚Kiefer'.

Die Ableitung des Ausdruckes ‚Schwedenschanze' von dem slaw. Worte svętr ‚heilig' halte ich für unmöglich. Das slavische Wort hat ursprünglich einen Nasalvokal, der aus — en — entstanden ist. Auch die Bezeichnung als ‚Schanze' macht die Deutung sehr unwahrscheinlich."

Es wäre zur Klärung dieser Namensfragen sehr erwünscht, wenn sich an der Hand alter Aufzeichnungen feststellen ließe, wann die Bezeichnung „Schanze" für die alten Wallanlagen zuerst aufgetaucht ist. Wer hilft dabei mit? Edmund Weber.

Richtplatz und alter Gerichtsstein. Seit einiger Zeit ist in Leipzig am „Gerichtsweg" der alte Gerichtsstein wieder zu sehen, nachdem man die Bretterplanken entfernt hat, die ihn früher vergeblichen Blicken entzogen. Heute ist diese Gerichtsstätte wieder zu neuem Ansehen gelangt. Um den verwitterten Stein, auf dem noch das Wort „Hochgericht" zu lesen ist, sind vier Bäume angepflanzt worden und man kann sich wieder den Platz beschauen, auf dem früher das Leipziger Hochgericht stattgefunden hat.

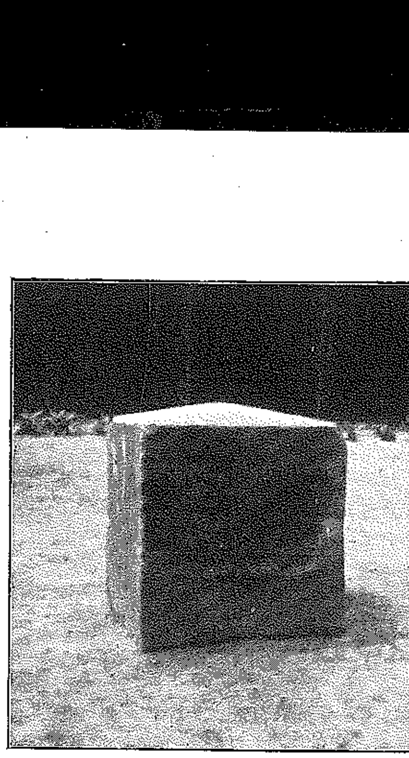
Ganz im Anfang lag der Richtplatz Leipzigs außerhalb der Stadt, nämlich am sogenannten „Rabensteinplatz", einem aus Steinen aufgemauerten, erhöhten Platz, auf dem die Enthauptung von Verbrechern stattfand und sich gewöhnlich Raben in Scharen aufhielten.

Fast in allen Städten, denen die „peinliche" Gerichtsbarkeit zustand, das heißt die auf Verbrechen Todesstrafe verfügen konn-

ten, fanden sich früher „Rabensteine", auf denen das Hochgericht, oder „Halsgericht" vollzogen wurde.

An dem Tage, an dem die Todesstrafe vollstreckt werden sollte, wurde der Verbrecher auf einen freien Platz geführt, auf dem sich die Richter schwarz gekleidet an einer Tafel versammelt hatten. Hier wurde unter gewissen Formeln freies Gericht über den Verbrecher, dem jedoch das Todesurteil schon vorher bekannt geworden, gehalten. Er wurde der Tat angeklagt, das Urteil wurde nochmals verkündet, der Stab über ihm gebrochen und er selbst dem Scharfrichter übergeben, wobei die Gerichtsbeisitzer sich erhoben und ihre Bänke umstießen. Dieser Akt wurde selbst in der Halsgerichtsordnung Karls V. noch beibehalten.

Als Leipzig sich weiter ausdehnte, wurde der Gerichtsplatz, das Hochgericht etwas weiter außerhalb der Stadt verlegt. Die Straße, an der der alte Gerichtsstein nun heute wieder zu sehen ist, heißt danach noch heute „Gerichtsweg". Solange aber der Stein, der an die alte Gerichtsbarkeit erinnerte, den Blicken des Publikums entzogen war, wird mancher sich den Ur-



Aufn. Archiv Gudenberg

„Hochgericht"
Gerichtsstein am Gerichtsweg zu Leipzig

sprung der Bezeichnung „Gerichtsweg" nicht haben deuten können, zumal in dieser Straße heute fast ausschließlich Fabriken und Geschäftshäuser liegen.

Wolff Gudenberg, Leipzig.

Die Bücherwaage

Olympische Spiele der Vorzeit. Von Eilert Pastor. 72 Seiten mit 41 Abbildungen. Preis in künstlerischem Pappband RM. 3,—, 1936. Verlag Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW. 11.

Das Jahr 776 v. Chr., mit dem die Betrachtungen der olympischen Spiele zu beginnen pflegen, ist das Schlußjahr dieses in die Vorgeschichte hineinleuchtenden Werkes. Die Überlieferungen aus Sage, Schrifttum, Kunst, Volkskunde, Wortforschung werden hier erstmalig unter diesem Gesichtspunkt zusammengestellt und untersucht. Die Ergebnisse sind überraschend: Wir sehen in ein reiches vorgeschichtliches Sportleben hinein, mit Pferde- und Wagenrennen, militärischen und gottesdienstlichen Aufzügen, seltsamen Hantel-Faustkämpfen, mit Rennbahnen und Festspielstätten ein Jahrtausend vor Olympia. Schon damals fanden diese Feste ihre Krönung in musischen Wettkämpfen. Der Text wird durch zahlreiche, sorgfältig zusammengestellte Bilder belebt. Obenan stehen die Siegespokale der Bronzezeit, die uns regelrechte Bildberichte der olympischen Spiele der Vorzeit geben. Das inhaltreiche kleine Werk ragt schon durch seine Erweiterung des bisherigen Gesichtskreises hervor. Es ist gleich wertvoll für Sport-, wie für Vorgeschichtsfreunde, besonders auch für die ausländischen Besucher, denn jeder weiß, daß für die Vorgeschichte heute die Werke deutscher Forscher maßgebend und führend sind.

„Die Externsteine". Eine germanische Kultstätte. Von Prof. Dr. Julius Andree, Leiter der Grabungsarbeiten. Mit 46 Abbildungen. Verlag Franz Coppenrath, Münster 1936.

Der Leiter der Ausgrabungen an den Externsteinen legt in dieser 63 Seiten umfassenden Schrift die Ergebnisse seiner mehrjährigen erfolgreichen Grabungsarbeiten vor. Das Ergebnis ist, um es vorweg zu nehmen, der Nachweis, daß die Externsteine längst in vorchristlicher Zeit von

den umwohnenden Germanen aufgesucht und zu bestimmten Zwecken hergerichtet worden sind. Dies Ergebnis geht zunächst aus den exakten Untersuchungen der Bodenschichtungen und Steinbearbeitung hervor. Es wird aber wesentlich gestützt durch die Heranziehung des kultgeschichtlichen, sinnbildgeschichtlichen und sagengeschichtlichen Überlieferungsgutes. Die von dem Nichtfachmann Wilhelm Teudt zuerst aufgestellte Vermutung, daß hier ein germanisches Heiligtum in den Kriegszügen des Kaisers Karl zerstört worden ist, wird durch den Nachweis der Keillöcher und gewaltsame Absprengungen zur fast vollen Gewißheit erhärtet. Darüber hinaus ergibt sich eine umfangreiche Herrichtung des Geländes um den Felsen für Gemeinschaftszwecke, die höchst wahrscheinlich gottesdienstlicher Natur waren. Beerdigungen, die vor dem Hauptfelsen stattgefunden haben, lassen ebenfalls erkennen, daß hier eine Weihestätte der vorchristlichen Zeit gewesen ist, deren Überlieferung man, wie so oft in christlicher Zeit umgebogen und fortgeführt hat. Das beweist ein vorchristlicher Baumsarg und benachbarte christliche Bestattungen. Zu den überraschendsten Funden gehört eine regelmäßige Vertiefung auf dem zweiten Felsen, die offensichtlich als Lager für einen Stamm oder eine große Stange gedient hat. Sie wird von Andree als das Standloch der Irminsul angesehen, die Teudt nach den historischen Berichten an dieser Stelle vermutet. Wenn der Beweis dafür auch noch nicht erbracht ist, so sind doch die jüngsten Versuche von Kiewning und anderen, aus den Quellen die Eresburg als Standort der Irminsul nachzuweisen, völlig haltlos; man kann also mindestens von großer Wahrscheinlichkeit der Teudt'schen Ansicht sprechen. Rätsel und Geheimnis walten noch über dem sogenannten Felsensarg, mit dessen Einreihung in germanischen Kultbrauch man vorsichtig sein sollte.

Auf jeden Fall bietet diese Arbeit, die in dem sehr aufschlußreichen Hefte niedergelegt ist, eine sichere Grundlage für alle weiteren Untersuchungen über die Bedeutung der Externsteine im Geistesleben unserer Vorfahren, worüber eingehende sagengeschichtliche Forschungen vielleicht bald noch größere Klarheit bringen. Es geht nicht mehr an, die Bedeutung dieses gewaltigen Natur- und Kulturdenkmals für unsere germanische Vergangenheit einfach abzustreiten oder, wie das in jüngster Zeit üblich geworden ist, unter Hervorhebung der christlichen Bedeutung völlig zu ignorieren. Für unsere Germanenkunde ist die Erforschung der Externsteine jedenfalls eine ganz wichtige Aufgabe, die durch Andrees Arbeit ein sehr wesentliches Stück vorwärts gebracht ist. Wir werden noch näher auf die Ergebnisse eingehen. **Pl.**

Zeitschriftenschau

Zur Geisteskultur der Germanen

Ivar Lindquist, **Die Zauberrunen von Sigtuna.** Fornvännen. Stockholm, Heft 1 1936. 1931 wurde bei Sigtuna ein dem 11. Jahrhundert zugehöriges, kupfernes Amulett mit einer Runeninschrift gefunden, die eine nahe Verwandtschaft mit der aus gleicher Zeit bei Canterbury gefundenen besitzt. Es handelt sich um eine Beschwörung des Wundfiebers, die aus drei Formeln besteht: Die erste enthält eine Anrufung des Dämons, die zweite, aus drei gleichen Runen bestehend, ist eine magische Beschwörung, und die dritte wendet sich an den Kranken. / Hans Zeiß und Helmut Arntz, **Ein bajuwarischer Sax mit Runen von Steindorf, B. A. Fürstenfeldbrück.** Germania, Anzeiger der röm.-germ. Kommission des Deutschen Archäol. Instituts. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 20. Jahrgang. Heft 2 1936. Als einzige Beigabe eines der Gräber des Gräberfeldes von Steindorf wurde ein verhältnismäßig kleiner Sax gefunden, auf dem sich nach der Entrostung eine Runeninschrift fand. Die Rückseite zeigt ein unbeholfen geritztes Flechtband; damit tritt dieser Fund in unmittelbare Beziehungen zu dem alemannischen Runensax von Hailfingen. Die Inschrift enthält eine Weiheformel. Trotz der Verwitterung konnte der Runencharakter der Inschrift einwandsfrei erwiesen werden. Damit erscheint auch die Inschrift des Hailfinger Saxes gesichert. / M. M. Lienau, **Germanische Sinnbilder an Hauswänden, unter besonderer Beachtung der Blitzzeichen.** Mannus. Verlag Kabitzsch-Leipzig. 28. Jahrgang. Heft 1 1936. Ausgehend von eigentümlichen Formen alter Hausanker aus der Gegend des Nordseebades St. Peter-Ording wirft Verfasser die Frage auf, ob wir hier und in ähnlichen Zeichen nicht ein mehr oder minder bewußtes Nachleben altgermanischer Sinnbilder, insbesondere des Blitzzeichens vor uns haben, dessen Entwicklung sowohl auf germanischem wie römischem Boden verfolgt wird. Auch hufeisenähnliche Formen als Hausmarken, Wappenbestandteile u. ä. sind, besonders wenn sie durch ein beigefügtes (exorzierendes) Kreuz als ursprünglich dem Heidentum zugehörig erwiesen sind, verdächtig, abgewandelte, nicht mehr verstandene Blitzzeichen zu sein, wobei auf die Zeichnungen des bronzezeitlichen Kivikgrabes hingewiesen wird. / Rolf Müller, **Kritische Bemerkungen zur vorgeschichtlichen Sternkunde.** Ebenda. Prof. Müller erhebt gegen das von J. Hopmann nach Ablehnung der „Heiligen Linien" Dr. Röhrings aufgestellte neue Ortungsnetz in Ostfriesland den Einwand, daß die benutzten Ortungspunkte keineswegs so einwandfrei sichtbar sind, wie das Voraussetzung einer solchen Berechnung ist. Es wird die Möglichkeit zugegeben, daß ehedem Sichtmarken aus vergänglichem Stoff vorhanden gewesen sind, eine Vermutung, die jedoch nicht in die Berechnung eines Ortungsnetzes einbezogen werden darf. / Herbert Jankuhn, **Zur Deutung des Moorfundes von Thorsberg.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 16 1936. Der große Moorfund von Thorsberg bei Süderbrarup ist zumeist als ein einmaliges Siegesopfer gedeutet worden. Nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß die Fundstücke sich über einen Zeitraum von drei bis vier Jahrhunderten verteilen, und daß die ältesten Stücke zutiefst in der bis zu 2 m hohen Fundschicht lagen, die von einem Flechtzaun umfriedet war und zu der ehemals ein Steg geführt hat. Offenbar handelt es sich um ein lange gesuchtes Stammesheiligtum der Landschaft Angeln. Möglicherweise hat auch die Dingstätte am Thorsberg gelegen. Noch heute wird einem in der Nähe stattfindenden Jahrmarkt besondere Bedeutung beigemessen. / Rud. Stampfuß, **Fränkische Brandbestattungen am unteren Niederrhein.** Ebenda. Entgegen der früheren Annahme ausschließlicher Körperbestattungen bei den Franken konnte neuerdings beobachtet werden, daß Brandbestattungen verschiedener Art gar nicht selten sind und zum Teil bis ins 8. Jahrhundert reichen. Da das Aufkommen der Körperbestattung mit dem Eindringen des Christentums gleichzusetzen ist, zeigt sich, wie lange sich auf dem Lande auch bei den Franken der alte Glaube gehalten hat. / Hermann Phleps, **Germanische Holzbaukunst.** Ebenda, Nr. 18. Die Stilgesetze germanischer Art kommen nicht nur in der Kleinkunst und im Ornament zum Ausdruck, sondern ganz besonders in der Baukunst, wobei sich zeigt, daß das Holz nicht nur ein ungemein ausdrucksfähiger Stoff ist, sondern auch keinesfalls der Fähigkeit zu großer Wirkung entbehrt. Von den Vorformen des griechischen Tempels über die zahlreichen Sondergestaltungen des deutschen Raumes bis zu den Stabkirchen Norwegens zeigt sich immer wieder der Grundzug, „durch Gestalten der Form über das Naturnotwendige hinaus den lebendigen Ausdruck zu steigern". / Hertha Schemmel, **Die Antike und die deutsche Wiedergeburt.** Germanenerbe. Amtliches Organ des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 1. Jahrg. Heft 1 1936. Ein grundsätzlicher Aufsatz zur Frage Germanentum — Griechentum.

Aus der Urzeit

Paul Woldstedt, **Die Eingliederung des norddeutschen Paläolithikums in den Ablauf des Eiszeitalters.** Forschungen und Fortschritte. 12. Jahrg. Nr. 18, 1936. In Frankreich, das von den Vereisungen nie erreicht worden ist, war die Meinung entstanden, daß die ältesten Menschheitskulturen erst aus der letzten Zwischeneiszeit stammen. In Norddeutschland dagegen, wo der menschliche Siedlungsraum mit den Bewegungen des Inlandeises verzahnt erscheint, zeigen die Kulturfunde, daß der Mensch sicher mindestens zwei Eiszeiten erlebt hat. Es folgt eine eingehende Gliederung der Kultur- und Eiszeitstufen. / Hans A. Winkler, **Felsbilder und Inschriften aus der Ostwüste Oberägyptens.** Ebenda, Nr. 19. Auf seiner letzten Forschungsreise hat Verfasser die dortigen Felsbilder planmäßig festgestellt. Sie reichen von den Beduinen bis ins Diluvium und geben nicht nur Aufschluß über Kultur und Völkerbewegungen, sondern auch über den großen Klimawechsel in diesem Gebiet. / Karl Gumpert, **Die Steinzeitsiedlung Lengfeld-Süd im Bezirksamt Kehlheim, Niederbayern.** Mannus. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 28. Jahrg. Heft 1 1936. Seit Jahren wird die sogenannte Jurakultur im Fränkischen Jura beobachtet. Eine große Grabung bei Lengfeld-Süd ergab einen reichen Siedlungsplatz mit zum Teil mehreren Schichten, von denen die

jüngste als mittelsteinzeitlich, die älteste als der jüngeren Altsteinzeit zugehörig angesehen werden darf. Als Sonderfund konnte eine kleine Holzkeule aus Stieleiche geborgen werden. Dieser Fundplatz fällt aus dem üblichen Rahmen der Jurakultur durch häufigeres Auftreten von Kernstücken, Flächenbearbeitung u. a. heraus, so daß mit Einwirkung einer anderen Kultur zu rechnen ist. Die flächenbearbeiteten Stücke stehen den Funden der Räuberhöhle von Etterzhausen bei Regensburg nahe, die von R. R. Schmidt als Übergangskultur von Moustérien zu Aurignacien bezeichnet worden ist. / Derselbe, **Die steinzeitliche Freilandstation Seulohe-Südwest, B.-A. Amberg, Oberpfalz.** Germania. Verlag Walter de Gruyter. 20. Jahrg. Heft 2 1936. Der Bericht zeigt für diese Fundstelle dieselben Abweichungen von der Jurakultur, wie sie in Lengfeld-Süd zutage getreten sind. Hertha Schemmel.

Vereinsnachrichten

Die neue **Ortsgruppe Stuttgart** hielt ihre zweite Zusammenkunft ab. Der Vorsitzende Dr. Keßler gab zu Beginn den zahlreichen Gästen einen kurzen Überblick über den Werdegang der Vereinigung und ihre Aufgabe, die heute so dringlich sei wie je. Dann sprach Dr. Dieterich über „Germanenkunde im Deutschen Wort". Vorweg behandelte er die Forderungen Prof. Teudts mit Bezug auf die germanenkundliche Forschung, von denen vor allem wichtig erscheint, daß wir aus unseren eigenen seelischen Veranlagungen auf die unserer frühen Vorfahren zurückschließen können, wodurch uns ein gutes Mittel gegeben ist, sie in ihren Äußerungen auf allen Gebieten des Lebens zu verstehen. Dann würdigte er noch die Verdienste der anwesenden Mitglieder Eugen Weiß und General Schradin um das Wissen von unserer germanischen Vorzeit.

In seinem Vortrag konnte er natürlich nur einige wenige Beispiele für die Bedeutung der Wortforschung und -erklärung aus seinem reichen Wissensschatz geben. Aber die Auswahl der wenigen, mit großer Liebe und Einfühlung in unser herrliches Sprachgut durchgeführten Deutungen von Wörtern wie Mensch, Mann, von Eigen- und Stammesnamen, von himmelskundlichen und jahreszeitlichen Begriffen genügte, um den Zuhörern einen Einblick in das reiche, noch wenig entdeckte Gebiet unseres versteckten Volksgutes zu gewähren und in ihnen den Funken der Begeisterung und der Liebe zu unserer grauen Vorzeit zu wecken. Überhaupt kam es dem Redner hauptsächlich darauf an, am Wort das Wesen des Germanischen und seine Erbschaft auf unsere Tage darzutun und damit das ewig Gültige unserer Art und Rasse deutlich zu machen.

Anschließend gab ein zwangloses Zusammensein in der „Elsässer Taverne" den Besuchern noch für ein Stündchen Gelegenheit, sich gegenseitig in angeregter Aussprache näherzukommen.

Oggersheim (Rheinpfalz). Im Anschluß an die Tagung in Mannheim hielt am Sonntag, dem 7. Brachet der Heimatforscher Alois Risse aus Mengede i. W. in Oggersheim vor einem kleinen Kreise zwei Vorträge zum Zwecke der Gründung einer Arbeitsgemeinschaft. In dem ersten Vortrag „Warum Germanische Vorgeschichte?" zeigte Risse, wie notwendig es ist, die deutsche Vorzeit vom Standpunkt einer germanischen Vorgeschichte aus zu betrachten und die früher bestandenen Anschauungen darüber einer kritischen Nachprüfung zu unterziehen. Sein zweiter Vortrag „Spuren germanischer Religion im heutigen Brauchtum" ließ erkennen, wie sinnvoll und naturverbunden die Religion unserer germanischen Vorfahren war. Viele Reste davon sind noch heute in unseren deutschen Gebräuchen enthalten, ohne daß uns deren Bedeutung bewußt ist. Die Ausführungen des Vortragenden wurden mit großem Interesse aufgenommen; seine Aufforderung, eine Arbeitsgemeinschaft der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Oggersheim zu gründen, fiel auf guten Boden. Der Leiter dieser neuen Arbeitsgemeinschaft ist Karl Rittersbacher, Oggersheim (Rheinpfalz), Postfach 44.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. II. Vj. 1936 4100. Pl. Nr. 3.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 September Heft 9

Ein Handbuch der Runenkunde

Von Edmund Weber

Seit Holthausens Übersetzung von Ludwig Wimmers Leitwerk „Runeskriftens Oprindelse" 1887 als „Die Runenschrift" herauskam, ist in Deutschland kein Buch mehr erschienen, das als eine Einführung in die wissenschaftliche Runenforschung hätte dienen können. Das Buch ist natürlich im Verlauf eines halben Jahrhunderts teilweise veraltet. Darum war es ein Ereignis, daß 1935 ein „Handbuch der Runenkunde" bei Max Niemeyer (Halle a. d. S. 15,50 RM.) erschien. Sein Verfasser ist der 1912 geborene Privatdozent für Sprachwissenschaft und Germanistik an der Berliner Universität Dr. Helmut Arntz.

Der gewaltige Stoff ist so gemeistert, daß alles Wesentliche zusammengefaßt ist. Der Leser wird in den Stand der Runenforschung von 1934 hineingestellt, und es dürfte kaum eine Frage geben, auf die er nicht Antwort erhält. Aber die Art dieser Antworten ist mehrfach nicht die eines unbefangen und behutsam abwägenden, beiden Teilen gerecht werdenden Handbuches, sondern die einer einseitig und schroff aburteilenden Streitschrift.

Der Verfasser sagt auf S. 299: „Dieses Buch will Studenten, und vor allem deutsche Studenten, in die Runologie einführen." Das Werk schreitet daher auch in dem ganzen schweren Rüstzeug der Fachgelehrsamkeit daher. Wörter wie Gematrie, Haplographie, Legende, Oktoaden und Hexaden gehören zur Kunstsprache, von der der Dichter bekanntlich gesagt hat: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er kein Deutsch versteht." Ebenso setzt Arntz die Kenntnis der wissenschaftlichen Lautumschriftzeichen voraus. Das Fehlen einer entsprechenden Tafel deutet darauf hin, daß der Verfasser nicht mit den deutschen Volksgenossen gerechnet hat, die begierig auf eine solche „Einführung in die Runenforschung" gewartet haben, ohne Sprachwissenschaftler zu sein. Anderseits steht die unzureichende Ausstattung des Registers im Widerspruch mit der wissenschaftlichen Bestimmung des Buches. Ein ausführliches Namen- und Sachverzeichnis ist bei einem solchen Werk zur Erleichterung der Benutzung unentbehrlich.

Arntz bekennt sich zu der Ansicht Hammarströms, der die Runen für entlehnt hält und in „einem" Alphabet vom Sondrio-Typus das nächste Vorbild der Runen-

schrift sieht. Arntz pflichtet ihm bei, obwohl er die „trümmerhafte Überlieferung" der norditalischen Alphabete selbst betont. So versucht er denn von S. 85 bis 94 die Behauptungen Hammarströms zu erhärten, indem er bald dieses, bald jenes der norditalischen Alphabete zur Herleitung der einzelnen Runenzeichen heranzieht. Von einer überzeugenden Beweisführung kann man nicht sprechen. Das Alphabet, aus dem die Runenreihe entlehnt sein soll, besteht — zum mindesten vorläufig — nur in der Phantasie des Verfassers.

Arntz ist sich der Unsicherheit seiner Beweisführung auch bewußt. Denn im Vorwort heißt es:

„Als Wimmer 1874 sein Buch über den Ursprung der Runenschrift und ihre Entwickelung im Norden veröffentlichte, hielten die meisten Gelehrten diese Frage für endgültig gelöst. Heute wissen wir, daß eine endgültige Lösung nie gelingen wird.[1] Immer wieder bleiben Fragen offen, an denen wir die Grenzen unseres Wissens von der Vergangenheit erkennen. So überzeugt ich den norditalienischen Ursprung der Schrift vertrete, so klar bin ich mir auch über die großen Lücken, die noch bis zur endgültigen Sicherung des Ergebnisses zu füllen sind."[2]

Auf S. 94 aber heißt es:

„All das genügt nach meiner Auffassung im Verein mit dem, was ich an anderer Stelle über Schriftrichtung, Trennungszeichen, Konsonantenverdoppelung usw. ausgeführt habe, um die Hypothese vom norditalienischen Ursprung der Runenschrift endgültig als richtig zu erweisen."

Vergleicht man die gesperrten Sätze, so muß man einen klaffenden Widerspruch feststellen. Was im Vorwort mehr oder minder bedingte Wahrscheinlichkeit war, wird im Buche selbst auf einmal als endgültig richtig erwiesen hingestellt, obwohl der Schlußstein im Beweisbogen fehlt und seine künftige Beschaffbarkeit höchst ungewiß ist.

Daß Arntzens Verfahren nicht ausreicht, ergibt sich aus einer Untersuchung, die der Bonner Germanist Heinrich Hempel in Heft 11/12, 1935, der Germanisch-romanischen Monatsschrift zum Ursprung der Runenschrift veröffentlicht hat (S. 401—426). Hempel bekennt sich ebenfalls zu der Auffassung, die Runenschrift müsse sich aus einem der alpinen Alphabete gebildet haben, ehe deren Latinisierung zu weit zum Ende gediehen war, d. h. spätestens im 1. Jahrhundert v. Chr. Aber er sucht seine Ansicht zu stützen, indem er erstens die Bedürfnisfrage stellt, zweitens nach Anzeichen, die für das Vorhandensein einer germanischen Schrift in erheblich vor unsere Ära zurückreichenden Zeiträumen sprechen, fragt, drittens darauf hinweist, daß die unleugbare Verwandtschaftsbeziehung zwischen Runen und italischer Schrift ihren Ursprung diesseits der germanischen Lautverschiebung, die man schätzungsweise gern ins letzte halbe Jahrtausend v. Chr. setzt, haben müsse. Aber er scheut sich auch nicht, die Zeichen auf den Anhängern aus Schwarzort, die der Bronzezeit oder sogar der letzten Steinzeit zuzuweisen sind, zu berücksichtigen. Über die Folgerungen, die sich möglicherweise aus den runenartigen Zeichen auf der Flachperle aus Gagat, die van Giffen kürzlich in einem Grabe der Jungsteinzeit gefunden hat, ergeben, zu reden, ist noch nicht an der Zeit. Aber das darf gesagt werden: Hempels Darlegungen sind sehr eindrucksvoll und stimmen einen jeden, der vorurteilslos nach Gewißheit sucht, nachdenklich. Was sie von Arntzens Stellungnahme angenehm unterscheidet, ist die streng sachliche Art, in der sich der Verfasser mit Meinungsgegnern wie Wilke, v. Lichtenberg, H. Wirth und Neckel auseinandersetzt. Da fällt kein schroffes oder verletzendes Wort. Man sieht, es geht auch so. Das gleiche gilt von der besonnen abwägenden Stellungnahme Hans Jensens in der 2. Auflage seines Leitwerkes „Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart" (1935).

[1] Sperrung von mir.
[2] Sperrung von mir.

Daß Arntz seine Überzeugung vertritt, ist sein gutes Recht. Aber die Achtung, die er für seinen Standpunkt beansprucht, hätte er auch denen gönnen müssen, die einen anderen vertreten. Damit unvereinbar ist, was er auf S. 299 als Einleitung zu seinem Verzeichnis der wichtigsten Literatur geschrieben hat:

„Wo ich Schriften anführte, die vor ernsthafter Wissenschaft nicht bestehen können, habe ich mir den Zusatz Phant. (= phantastisch) erlaubt, um den Leser zu warnen. Bloßes Verschweigen ist wohl einfacher, aber m. E. nicht zweckmäßiger."

Diese Worte besagen, daß Arntz sich die Berechtigung zuspricht, zu entscheiden, was auf dem Gebiet der Runenforschung „ernsthafte Wissenschaft" sein soll. Wo seine eigenen überragenden Leistungen sind, auf Grund deren er einen solchen Unfehlbarkeitsanspruch glaubte geltend machen zu dürfen, verrät er nicht. Zu seiner im Handbuch von ihm neu aufgestellten Ogomherleitung hat Konstantin Reinhardt in seiner „Runenkunde" (1936) kurz bemerkt: „Die Begründung, die dafür gegeben wurde, ist alles andere als zureichend." Und Hans Jensen urteilt über Arntzens Versuch, die Formen selber der Oghamschriftzeichen aus den Runen abzuleiten, wobei er von den Zweigrunen ausgeht:

„Ich muß gestehen, daß diese Ableitungen einen reichlich gekünstelten Eindruck auf mich machen, ohne daß ich ihre Möglichkeit gänzlich in Abrede stellen möchte. — Völlig gelöst scheint mir das Problem der Oghamschrift auch jetzt noch nicht zu sein."

Es ist lehrreich, die Liste derjenigen Namen zusammenzustellen, deren Träger sich nach Arntz „phantastischer" Schriften schuldig gemacht haben: F. Bork, F. Dietrich, Friedrich Kluge, Gustaf Kossinna, R. v. Lichtenberg, Guido von List, Finn Magnusen, Gustav Neckel, R. C. Rasmussen, Kurt Riedel, W. W. Skeat, Karl von den Steinen, George Stephens, Edmund Weber, Ludwig Wilser, und Herman Wirth. Ob er auch G. Wilke dazu rechnet, geht nicht so deutlich aus dem Zusammenhange hervor, daß ich diesen Namen in die Liste einzureihen unternehmen mochte.

Die von mir gesperrten Namen sind solche vom besten deutschvölkischen Klange. Es sind Männer darunter, deren Verdienste um die germanisch-deutsche Wiederbesinnung auch Arntz nicht verborgen geblieben sein können. Wenn diese bedeutenden Gelehrten durch ihre Forschungsergebnisse auf ihren Fachgebieten zu der Folgerung gelangt waren, daß den Germanen die Grundlagen einer bodenständigen Schrift sehr wohl zuzutrauen wären, so ist ihre Stellungnahme rassekundlich und weltanschaulich bedingt gewesen. Heinrich Hempel hat das auch zu würdigen gewußt, denn er schreibt:

Zugrunde liegt hier ein prinzipieller Gedanke: Die Herleitung der Runen aus den antiken Alphabeten und dieser wieder aus dem phönikischen falle in den Bereich eines sehr allgemeinen wissenschaftlichen Vorurteils des 19. Jahrhunderts, das fast weltanschauliche Ausmaße annahm: „ex oriente lux", alles Licht kommt aus dem Orient, und die Nordvölker leben jeweils dahin in Barbarei und Unwissenheit, bis wieder einmal eine Kulturwelle von dort her zu ihnen herüberschlägt. Wir Germanisten neigen wohl nicht sehr zu diesem Vorurteil, denn es bewahrt uns davor unser Stoff. Der bringt uns immer wieder ins Bewußtsein, daß die Germanen von je eine eigenwüchsige und eigenwertige Kultur besessen haben, eine Kultur, die schon vor 1800 Jahren einem tiefblickenden Beurteiler von der anderen Partei, dem Römer Tacitus, höchste Achtung abnötigte."

Man fühlt, Hempel hat den Sinn für völkische Unwägbarkeiten, den wir besonders nach der Rede Mussolinis in Bari nicht bloß bei unseren Germanisten, sondern auch bei dem ganzen akademischen Nachwuchs uns wünschen müssen. Dann dürfte uns auch die Anwendung des polynesischen Begriffes „Tabu" auf germanische Verhältnisse erspart bleiben, die Arntz S. 265 noch auf das Wort alu für angebracht erachtet hat.

Der Ton, der bei Arntz die Musik macht, ist sehr verschieden, je nach der Person, mit der er es zu tun hat. Fühlt er sich gedrungen, eine Ansicht von Friesens abzulehnen, so geschieht es mit ehrerbietiger Artigkeit, aber Neckel gegenüber sind ihm Ausdrücke wie „unwissenschaftlich" (S. 72) oder „leider" (S. 175) oder „weit schlimmere Irrwege"

(S. 11) Bedürfnis. Ebenso bescheinigt er Franz Rolf Schröder, daß er „auf ganz böse Abwege geraten" sei (S. 323). Mir wirft er „Planlosigkeit" vor. Man fragt sich beim Lesen solcher abfälligen Bemerkungen immer wieder, was sie mit einer wissenschaftlichen Widerlegung zu tun haben.

Ausgesprochen unfreundlich muß es auch wirken, wenn Arntz zweimal ein (sic!) hinter Irrtümer in einem Aufsatz Neckels in „Forschungen und Fortschritte" 9, Nr. 20—21, zu setzen für angebracht erachtet hat. Der eine so gerügte Irrtum ist „Futtark" statt „Futhark", also ein ganz offensichtlicher Druckfehler. Seit wann schießt man mit Kanonen nach Spatzen?

Da der Verfasser so streng mit anderen ins Gericht geht, so sei er gefragt, was er auf S. 289 eigentlich meint, wenn er schreibt:

Nun hat 1931 MacNeill eine andere Vermutung geäußert. Er meint, der Grund für die Ablehnung der lateinischen Zeichen sei in der Feindschaft der Druiden gegen Rom zu suchen, das ihr unabhängiger Verfolger war."

Sollte nicht das Wort „unabhängig" ein Schreibfehler sein?

Ganz anders gelagert ist folgendes. Auf S. 206 hat Arntz geschrieben:

An Fälschungen seien . . . die Berliner Runenfunde (ZfdA. 68, 217—225. Dagegen ZfdA. 69, 136: in Wirklichkeit lateinische Buchstaben) . . . genannt."

Die Verfasser des Aufsatzes in Band 68 sind Hermann Harder und ich. In berechtigter wissenschaftlicher Notwehr stelle ich der Behauptung von Arntz gegenüber fest:

1. Wie aus der Arbeit hervorgeht, befindet sich der Steinsarg mit der von Harder und mir als runisch angesehenen Inschrift seit 1841, also schon 95 Jahre in Berlin.

2. Die Inschrift war schon lange vor uns in der amtlichen Beschreibung der Königl. Museen zu Berlin veröffentlicht, aber noch nicht gedeutet.

3. Auf S. 218 unseres Aufsatzes steht unter Anmerkung 2 zu lesen:

„Papp-Abdruck (Herr Radloff) und Lichtbildaufnahmen (Herr Steinkopf) wurden von Angestellten der Museumsverwaltung gemacht und sind im Archiv des D. M. zugänglich. An dieser Stelle möchte ich Herrn Prof. Dr. Gustav Neckel für seine freundliche Vermittelung und der Direktion des Deutschen Museums, besonders Herrn Dr. Bange, für die Bereitwilligkeit danken, mit der die notwendigen Hilfsmittel zur Entzifferung der Inschrift beschafft wurden."

Wie Arntz angesichts dieser klaren Sachlage darauf verfallen ist, den Fall unter „Fälschungen" einzureihen, bleibt mir rätselhaft. Liegt ein Irrtum vor oder hat er den Aufsatz gar nicht selber gelesen und bloß ein fremdes Urteil übernommen?

Was uns im übrigen bewog, der Inschrift runisches Gepräge zuzusprechen, hat Hermann Harder in seinem Aufsatz „Beiträge zur Schriftgestalt in lateinischen Inschriften der Germanenreiche" in Herrigs Archiv (Bd. 168, Heft 1/2, 1935) dargelegt und in anderer Weise behandelt in einem Aufsatz „Die Ursprünge des gotischen Stils im Spiegel der Schrift" in „Die Sonne", 13, Heft 3 (1936).

Prof. Dr. Karl Helm, der Herausgeber der Sammlung, in der das Werk von Arntz erschienen ist, schrieb mir unter dem 3. Dezember 1935:

„Ich habe jetzt die verschiedenen Publikationen über die Berliner ‚Runen' im Zusammenhang gelesen. Danach scheint mir die Sache nun so zu liegen. Nach allgemeinem Urteil handelt es sich um eine lateinische Inschrift; davon sind Sie und Herr Harder nach Ihrer Karte nun überzeugt. Herr Arntz gibt ebenfalls an, es handle sich um lateinische Buchstaben. Die Inschrift hat also aus den germanischen Runeninschriften auszuscheiden, aber freilich nicht, indem man sie als „Fälschung" bezeichnet; dazu wäre man nur berechtigt, wenn jemand die Absicht gehabt hätte, eine Runeninschrift vorzutäuschen, wovon ja keine Rede sein kann. Mithin gehört die Inschrift auch nicht unter A.'s Aufzählung der ‚Fälschungen'. Korrekt wäre gewesen zu sagen: „Die Berliner Inschrift enthält eine lateinische Inschrift in lateinischen Buchstaben eigentümlicher Form", und nach dem neuesten Aufsatze Harders im Archiv kann man diese eigentümliche Form also wohl charakterisieren als ‚deutlich beeinflußt durch die Runenzeichen'. Diese Eigenheit macht die Inschrift auch für den Germanisten wertvoll."

Vom nordischen Speicherbau

Von Dr.-Ing. Erich Kulke

In Niederlungwitz bei Glauchau in Sachsen befindet sich ein Speicherbau, der wegen seiner Baufälligkeit in Gefahr war, abgerissen zu werden. Da dieses einzigartige Bauwerk in ganz Sachsen eine einmalige Erscheinung ist und mutmaßlich schon aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammt, so ist mit Erfolg versucht worden, diesen Blockbau zu erhalten.

Beim näheren Betrachten dieses mit einem hohen Satteldach geschützten Speichers fällt sofort die Eigenart der Konstruktion auf, die einen aus dicken Bohlen errichteten Unterbau zeigt und darüber das vorkragende Obergeschoß durch vorspringende Balken und eingebaute Knacken sichert. Diese Sonderstellung der konstruktiven Einzelheiten, die auf mitteldeutschem Boden kein Gegenstück aufweisen, lassen den Speicher in Niederlungwitz als einen der besten Bauten dieser Art in ganz Deutschland erscheinen.

Es drängt sich die Frage auf, welche Bedeutung diese Speicherbauten für die Bauernhöfe im allgemeinen besessen haben und welche Gedanken diesen Bauten zugrunde liegen. In den zahlreichen Speicheranlagen Norwegens, die auch „Stabur" genannt werden (von stav = „Stab"), wurden zunächst alle wichtigen, gegen Wetter und Diebstahl zu sichernden Gegenstände und Nahrungsmittel untergebracht. Hier standen die mächtigen Truhen an den Wänden, in denen die Ausstattung der Töchter sorgsamst bewahrt wurde, auf Querstangen hingen hier die Schaffelle, Tücher und Kleider. Um das Getreide gegen den Fraß des Ungeziefers zu schützen, wurden häufig diese Bauten auf Pfählen oder hohen Steinsockeln errichtet, während der Zugang nur durch eine steile Stiege ermöglicht wurde. Daß der Speicher schon zu den vorgeschichtlichen Bauten der germanischen Gehöftanlage gehört, beweisen die vielen Funde von speicherförmigen Hausurnen, wobei besonders auf den norddeutschen Fund von Obliwitz hingewiesen werden kann.

Mit dem wachsenden Reichtum der nordischen Odelsbauern entstand das Bedürfnis nach einem größeren Umfang der Speicherbauten. Auch die Anzahl der zu einem Bauernhof gehörigen Speicher größerer Art wuchs; die alten

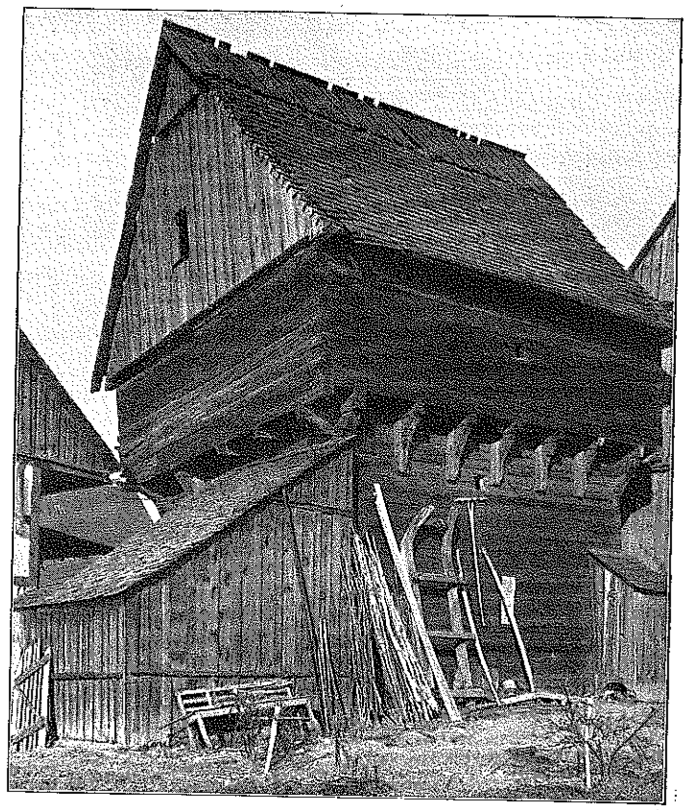


Abb. 1. Speicher zu Niederlungwitz (Sachsen)
Phot.: Landesverein Sächs. Heimatschutz, Dresden

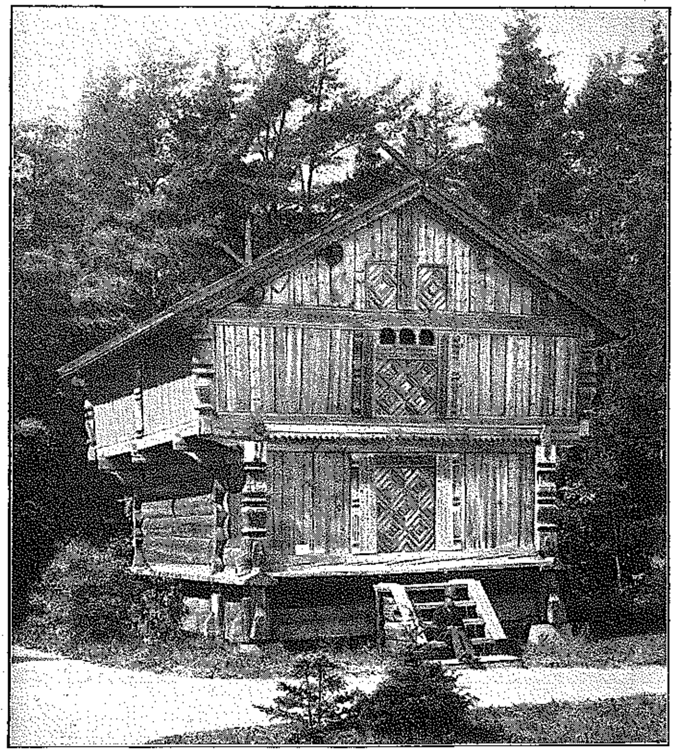


Abb. 2. Speicher zu Verdal (Norwegen)
Aufn.: Norweg. Verkehrsbüro

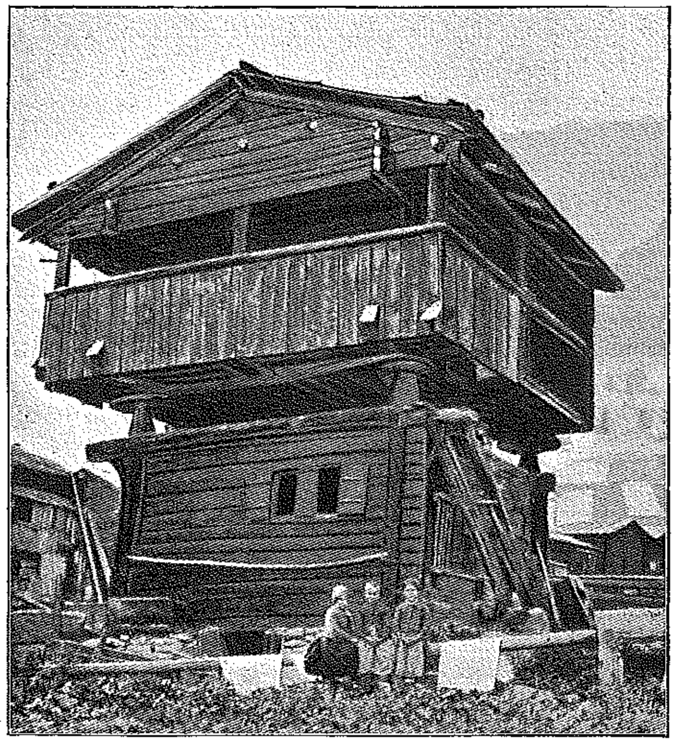
schwedischen Gesetze, auch die Gesetze der Westgoten erwähnen zum mindesten drei an der Zahl für einen Bauernhof mittlerer Größe: für das reine Korn, für Eßwaren, für Gewänder. Ein Hof Haakenstadt in Vaage z. B. zählt von 33 Gebäuden allein sieben Speicher (Rhamm: „Urzeitliche Bauernhöfe", Seite 721).

Ein entscheidender Schritt für die weitere Entwicklung des Speichers war der Übergang zur Zweigeschossigkeit. Hierdurch waren für den Speicher weitaus reichere Möglichkeiten der Verwendung gegeben. Als zweistöckigen Holzbau finden wir ihn nunmehr auch häufig als Verteidigungswerk, das seine besondere Verstärkung durch einen im Obergeschoß ausgehenden laubenähnlichen Wehrumgang erhielt. Zahllos sind die uns überlieferten Beispiele in der Sagaliteratur, in denen um diese Bauten gekämpft wird, wo Überfälle von den Wehrgängen aus abgeschlagen werden und der Angreifer die auf der Außenseite angebrachte Treppe hinuntergestoßen wird. Häufig stand auch das Erdgeschoß mit einem unterirdischen Gang in Verbindung.

Da diesen Speicherbauten größte Beachtung entgegengebracht wurde, so war es nur natürlich, daß sie mit besonderer Sorgfalt von der Zimmermannskunst verziert wurden. Der unter Nr. 2 abgebildete Stabur von Verdal wird zu einem Prachtstück des gesamten Hofes gezählt haben. Giebelschmuck, Türrahmen und Tür selbst, Pfostenverzierung und Balkenbearbeitung weisen hier auf den geschulten Geschmack der nordischen Holzbaukunst.

Fragen wir uns nunmehr nach dem Verbreitungsgebiet dieser Speicherbauten, so fällt auf, daß wir diese keineswegs nur in den nordischen Ländern, sondern auch auf deutschem Boden und auf finnischem und slavischem Gebiet wiederfinden. Heute wissen wir, daß der altslawische Bauernhof nur einen Ableger der germanischen Vorbilder darstellt und daß auch der Speicher auf slawischem Boden seinen Ursprung im Norden zu suchen hat. Auch im bajuwarischen Alpengebiete des Ötztales finden wir ihn, ebenso wie in den von suebischen Völkergruppen besiedelten, heute zur Schweiz gehörigen Westalpentälern. Zum Vergleich und zum Beweis der Gleichartigkeit und der gemeinsamen Wurzel sind hier aus Norwegen, aus dem Oberwallis der Schweiz und aus der Glauchauer Gegend Sachsens drei Beispiele gewählt, die in der Gleichheit der Bauformen recht überzeugend wirken. Es handelt sich um drei zweigeschossige Bauten, deren Obergeschoß gleichmäßig überkragt und die gleichen Dächer, wenn auch mit verschiedenen Neigungswinkeln, tragen. Wenn der Stabur von Verdal besonders reiche Schmuckflächen aufweist, so überzeugt

Abb. 3. Speicher in Oberwallis (Schweiz)
Aus: Hunziker, Das Schweizerhaus Bd. 1 Wallis



der Speicher von Niederlungwitz durch die trutzige Form des vorspringenden und durch Knacken gesicherten Obergeschosses.

Diese drei Beispiele können beliebig vermehrt werden. Sowohl im Schwarzwald, wie auch am Niederrhein, in den Sudetengebieten, wie auch in der Mark Brandenburg in der einen Landschaft zahlreicher, in der anderen heute fast verschwunden, finden wir treffliche Beispiele.

Woher nun diese Verbindung, diese Gleichheit der Bauformen in landschaftlich weit voneinanderliegenden Gegenden, woher die gleichen Einzelformen? Der Stabur von Verdal sollte mit dem aus dem Wallis nur eine zufällige Ähnlichkeit aufweisen? Die Antwort kann allein in der Gegebenheit der gemeinsamen Heimat gefunden werden. Wie es sonst nur selten glückt, kann an diesen vier Speicherbildern bewiesen werden, daß uralte Bauformen auf der Völkerwanderung mitgenommen wurden und daß die gemeinsame Wurzel für unsere bäuerliche Holzbaukunst, wie auch für die Verschiedenartigkeit der Bauern-

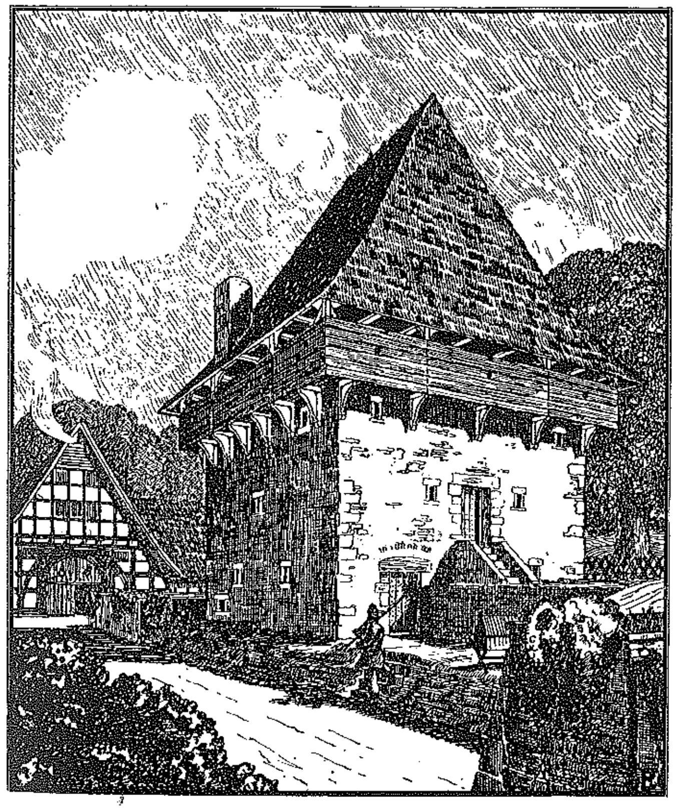


Abb. 4. Steinerner Speicher in Westfalen
Aus: Boose, Niedersächs. Bauernburgen und Steinwerke

hausgruppen im Norden zu suchen ist. Unsere Vorfahren lebten auch in anderen Landschaften weiter im Geistesgut ihrer Heimat. Der Schatz der nordischen Gedankenwelten wirkte in ihnen weiter und brachte auch fern der Heimat so herrliche Werke zutage, wie wir sie in jenen Speicherbauten antreffen.

Der zweigeschossige Speicherbau als Ausdruck der Wehrhaftigkeit des freien Bauernstandes fand seine Weiterentwicklung in den sog. Steinwerken der niedersächsischen Gehöftanlage. Das Beispiel des Steinwerkes zu Ottenhausen (Bild Nr. 4) zeigt die überraschende Einstimmigkeit mit den anderen bereits erwähnten Speicherbauten. Auch hier wird das aus Steinen errichtete Erdgeschoß von einem Wehrgang umgeben, und ein hohes, abgewalmtes Satteldach schützt das Gebäude. Auch der Eingang in das Erdgeschoß ist, hier durch ein Kellergeschoß bedingt — das wir vereinzelt übrigens auch bei den Speichern Norwegens antreffen —, durch einen treppenartigen Vorbau zu erreichen.

In einer umfassenden Betrachtung, die das nordische Bauernhaus oder den nordischen Bauernhof als Ausgang sämtlicher nordisch bestimmter Baukulturen zur Darstellung bringt, wird auch dem Speicher seine Bedeutung eingeräumt werden müssen. Die mittelalterliche Wehrarchitektur mit ihren Stadt- und Burgenbefestigungen, ihren Bergfrieden und Torbauten, hat ihren Ausgangspunkt in den Speichern und Steinwerken, den Hofwehren der nordischen Bauern.

Rethra und Arkona, die beiden slawischen Heiligtümer in Deutschland

Von Alb. G. Krueger

Dieser Bericht über die beiden Grabungen von Schuchhardt zeigt, wie hier der Spaten die ihm zugewiesenen Arbeiten zu lösen vermag. Wir bringen die Darstellung des leider jüngst verstorbenen Verfassers ohne wesentliche Zusätze, weisen aber in einer Anmerkung auf einen Irrtum hin.

Die Vorherrschaft der Slawen im nordöstlichen Deutschland dauerte ungefähr vom 7. bis zum 12. Jahrhundert. Bis dahin hatten hier durch 2000 Jahre die Großsuewenvölker, Langobarden und Semnonen, und weiter nach Norden, an dem Gestade des Baltischen Meeres, Wandalen, Burgunder und Goten gesiedelt. Von der Elbe bis in die Gegend von Warschau lassen sich ihre Spuren deutlich in den Hünengräbern, in der Luschitzer Keramik und stellenweise auch in prächtigen Wohnstätten nachweisen. Als dann diese germanischen Völker sich in ihrem Hauptteil endgültig dem Süden zuwandten, die Bevölkerung des Landes spärlicher wurde, drangen die Slawen von Osten her vor. Nicht als Eroberer, sondern langsam und unmerklich, wie es ihre Art ist!

Die bemerkenswertesten Denkmäler dieses slawischen Zeitraumes sind die runden Wallbefestigungen, die sich an vielen Stellen zwischen Elbe und Oder erheben. Allein in der Mark Brandenburg zählt man ihrer 400—500. Der slawische Ursprung dieser Wallbefestigungen wurde schon von Rudolf Virchow festgestellt. Aber ihre Bedeutung blieb lange Zeit streitig. In dem Buche des Dr. Berbla (1887), das diesen Wallbefestigungen gewidmet ist, werden sie alle ohne Ausnahme als „Heiligtümer" angesprochen. Während des von den Priestern vollzogenen Rituals, das an einem Altar in der Mitte dieser Rundwälle vollzogen wird, läßt B. die Teilnehmer der Feierlichkeit rund herum auf dem Wall, gleichsam wie in einem römischen Amphitheater, sitzen. Eine etwas an den Haaren herbeigezogene Erklärung, um so weniger glaubhaft, als es bei Nachgrabungen niemals gelingen wollte, den Platz des Altares, den man doch sicher aus Steinen hergestellt haben würde, auch nur annähernd festzustellen. Solche Nachgrabungen nehmen

viel Zeit und Geduld in Anspruch und bringen gewöhnlich sehr wenig gute Ergebnisse für die Sammlungen. Gewöhnlich findet man nur einige wenige Scherben.

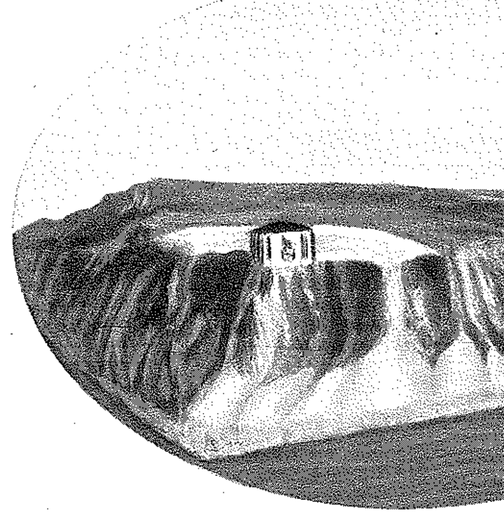
Da nun alle vorhandenen Urkunden von Tempelstätten sprechen, ist der Irrtum erklärlich, der in diesen Rundwällen Tempelstätten sehen will. Lange genug schwankten daher auch die Meinungen hin und her, bis es Schuchardt gelang, wenigstens die Hauptfragen zu klären. Er stellte folgendes fest:

1. Der umgebende Wall besaß ursprünglich keineswegs die rundliche, friedlich anmutende Gestalt, die er heute zeigt, sondern stellte eine wirkliche, kriegerische Befestigung aus Holz und Lehm auf einer Steingrundlage dar. Die Einrichtung entsprach also nicht einem Heiligtum, sondern einer richtigen Festung!
2. Der Innenraum, zu dem stets nur ein einziges Tor führt, weist Spuren von Häusern auf, die stets an dem Wall entlang gelegen waren und in der Mitte einen freien Raum ließen — den Festungshof. Diese Slawenrundwälle sind also augenscheinlich Überbleibsel kleiner Herrensitze, wie sie uns in dieser Gestalt auch bei den Germanen jener Zeit im nordwestlichen Deutschland und Holland begegnen und, in einer oder der anderen Richtung verändert, im Verlauf des ganzen Mittelalters bestanden! —

In allen slawischen Sagen ist aber immer nur von zwei Heiligtümern die Rede: von Rethra, das augenscheinlich das allgemeine Heiligtum aller Lutitscher zwischen Elbe und Oder im Verlauf vieler Jahrhunderte gewesen ist, und Arkona auf der Insel Rügen, das das von Rethra übriggebliebene aufnahm, nachdem dies dem von dem Südwesten herandringenden Christentum zum Opfer gefallen war.

Rethra und Arkona waren heilige Orte, in denen keine weltlichen Gewalten, sondern das Priestertum herrschte. Es äußerte Prophezeiungen, entschied Kriegs- und Friedensfragen und empfing nach einem siegreichen Kriege stets den kostbarsten Teil der Kriegsbeute!

Die Tempel sind in alten Quellen ausführlich beschrieben. So erfahren wir, daß es große hölzerne Gebäude waren mit dem überlebensgroßen Standbild des Hauptgottes in



Rekonstruktion des Arkona-Tempels

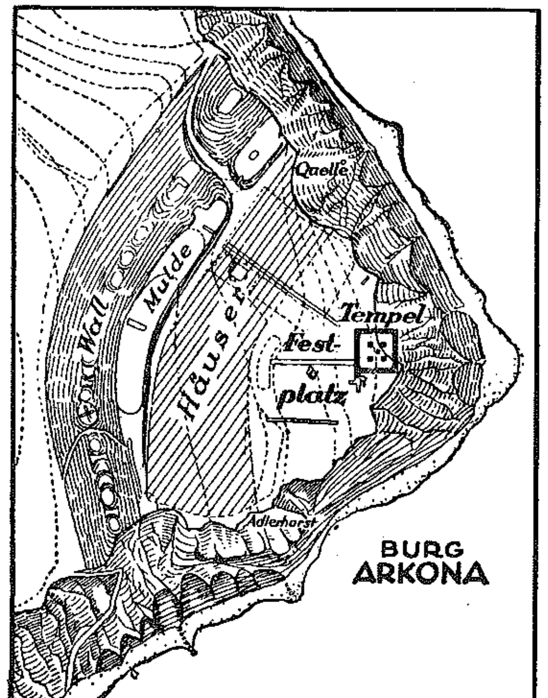
der Mitte und den Reliefbildern anderer Götter an den Wänden. In Arkona stand zwischen vier Pfosten hinter Stoffvorhängen das Bild Swantewits, mit seinen Füßen tief im Erdboden wurzelnd. Der Gott war mit vier Köpfen dargestellt, zum Zeichen, daß er

in alle vier Himmelsrichtungen zu schauen vermochte. In Rethra hieß der Hauptgott „Suarosicy", nach russischen Überlieferungen ein Sohn „Suarogs", dessen Name sich bis heute in dem mecklenburgischen und schlesischen Worte „Swark" oder „Schwark" erhalten hat, das „Gewitterwolke" bedeutet[1]. In dem Haupttempel zu Stettin, der sich auf der höchsten Stelle der Stadt erhob, stand das Bild des Gottes „Dreikopf". —

Arkona war als alte Kultstätte immer bekannt. Eine sehr genaue Beschreibung seines Tempels und seiner Zerstörung wie des gesamten Swantewitkultes gibt der dänische Geschichtsschreiber Saxo Grammatikus, der im Gefolge des großen Waldemar jedenfalls die ganze Sache miterlebt hat!

Die Nordspitze Rügens, die sich gen Osten in einer kleinen, dreieckigen Landspitze gegen das Meer zieht, wird von dem Festlande durch einen hohen Wall geschieden, der jetzt noch eine Höhe von 9 bis 10 Meter aufweist und solchergestalt eine Festung in Form eines gleichschenkligen Dreiecks mit einer Grundfläche von 190 Meter darstellt. Im Vergleich mit den übrigen slawischen Rundwällen, die im Durchschnitt nicht mehr als 60 bis 70 Meter aufweisen, ist diese Ausdehnung immerhin eine recht achtunggebietende! Nicht so im Vergleich mit anderen alten Stätten. So stellt die alte Semnonenbefestigung, die sogenannte „Römerschanze" bei Potsdam, ein schiefes Viereck dar mit Querlinien von 250 Meter. Und die Stätten der Sachsen zur Zeit Karls I., z. B. Eresburg am Diemel und Hohensyburg haben sogar eine Seitenlänge von 1000 bzw. 700 Meter.

Dank seiner malerischen Lage wurde Arkona von vielen Wanderern besucht. Auch Altertumsforscher gruben dort oft, fanden slawische Scherben, Holzkohle und Tierknochen, die sie dann als „Überreste großer Opferfeste" ehrfurchtsvoll nach Hause trugen. Wie aber das Heiligtum während seines Bestehens wirklich ausgesehen hatte, blieb der Phantasie des Besuchers sich auszumalen überlassen. Niemand glaubte auch an die Möglichkeit, jemals wirkliche Spuren von alledem zu finden! Denn: alles war doch nur Holz und mußte längst bis auf den Grund verfault sein.



Grundriß von Arkona

Mit diesem übel angebrachten Sichzufriedengeben hat die neue vorgeschichtliche Arbeitsweise gründlich aufgeräumt. Während der Ausgrabungen am römisch-germanischen Grenzwall, dem „Limes", haben wir gelernt, mit aller Glaubwürdigkeit die Spuren altertümlicher Gebäude in der unter dem Boden befindlichen Muttererde genau zu erkennen. Jeder Pfosten und jeder in die Muttererde eingedrückte Balken hinterläßt nämlich in derselben eine Vertiefung, die mit schwarzer, lockerer Erde, den Fäulnisstoffen, angefüllt ist und sich in der helleren Muttererde noch nach Jahrtausenden deutlich feststellen läßt. Auf diese Weise gelang es, den Plan der

[1] In Wirklichkeit ist **Swark** altsächsisch und kommt schon im Heliand vor; ebenso das davon abgeleitete **biswerkan**, „den Himmel verdüstern". Immerhin ist indogermanische Verwandtschaft mit den slawischen „**Suarosicy**" möglich.
Schriftleitung

großen römischen Befestigungen am Rhein (Neuß, Xanten) und an der Lippe (Haltern, Oberaden) mit allen Bauten ganz genau festzustellen. —

Im Besitze dieser Ergebnisse untersuchte nun Schuchhardt im Jahre 1919, gewissermaßen als Auftakt, die Rundwälle bei Reetz im Kreise Arnswalde genauer und fand die bereits erwähnten Ergebnisse. Mit seinem Freunde, dem Babylonforscher Robert Coldewey, und seinem Sohne ging er dann im Jahre 1921 an die Freilegung des bekannten Arkona. In seinem Bericht an die Preußische Akademie der Wissenschaften sagt er über den jetzigen Zustand Arkonas:

„Die Burg bildet heute ein Dreieck mit der Spitze nach Osten, der Basis nach Westen. Die Basislinie hat die stattliche Länge von 190 Meter. Die Breite von Osten nach Westen beträgt 125 Meter. Die Spitze im Osten ist eine hohe, ebene Fläche. Von ihr aus senkt sich gen Westen hin das Terrain bis zum Wall um 6,5 Meter. Die Burgfläche liegt 40 Meter über der Ostsee.

Die Absturzwände am Ostrand zeigen im südlichen Teile die kahlen Kreidefelsen in imposantem Aufbau. In dem nördlichen Teile ist der Abfall zunächst gelinder und wird erst für die letzten 15 Meter steil. Hier fließt auch heute noch die von Saxo erwähnte Quelle, die durch zwei Brunnen wieder erbohrt ist und in der ersten Leuchtturmzeit der kleinen Kolonie Arkona das Wasser lieferte.

An dem Wall im Westen ist der ehemalige Außengraben heute kaum noch zu erkennen. Innen zieht aber eine breite Mulde am Wall entlang, wie öfters bei slawischen Burgen, aus der ein Teil des Materials zum Wallaufbau entnommen ist."

So also sah das Gelände aus, auf dem nun der Spaten angesetzt wurde. Bald stießen die Suchenden auf eine Kulturschicht, und es ergab sich, daß „ein breiter Gürtel von Wohnhäusern an der Wallseite die Burg besetzt gehalten hatte". Kenntlich war diese Kulturschicht, wie das bei solchen Siedlungen stets der Fall ist, durch schwarze Färbung des Bodens. Und in dieser Schicht fanden sich Scherben, Tierknochen und sogenannte „Lehmstacken", d. h. hartgebrannter, mit Stroh durchkneteter Wandbewurf aus Lehm. Hin und wieder kam geringes Eisengerät zu Tage, so eine ganz einfache Pfeilspitze und anderes mehr. Aber von irgendwelchem Edelmetall fand sich bei der ganzen Grabung auch nicht eine Spur. Sehr erklärlich: die Zerstörer hatten eben „ganze Arbeit" gemacht. —

Nun hatte man schon die Häuser, wahrscheinlich bewohnt von den Priestern und der zeitweilig 300 Mann starken Besatzung. Dann kam eine breite Fläche, frei von jeder Kulturschicht. Es war der Platz, auf dem sich bei religiösen Festen die Menge sammelte, und endlich der Tempel selbst, kenntlich durch eine Art Pflaster, das sich in einer Länge von 20 Meter von Norden nach Süden zog und und dann an beiden Ecken im rechten Winkel nach Osten umbog. Es war der Untergrund der Tempelfront, und eine genauere Untersuchung seines Aufbaues zeigte, daß er an manchen Stellen sehr dick lag. Drei oder vier Schichten von faustgroßen Feuer- und Granitsteinen befanden sich übereinander und die Breite dieser Schicht betrug zwei Meter. Nun wurde die Grabung in den Tempel hineingeführt, um zu sehen, ob etwa auch die vier Pfosten um das Idol, von denen Saxo spricht, sich finden ließen. In der Tat war das der Fall, und zwar in Gestalt von Fundamentierungen, wie wir sie für die Außenwände des Tempels kennengelernt hatten. Die Steinpackungen bildeten für die Pfosten quadratische Flächen von 1,5 Meter Seitenlänge und bildeten ihrerseits wieder ein Quadrat von 6,5 Meter, das sich im selben Abstand von 1,5 Meter in den Außenwänden des Tempels hält. In diesem inneren Quadrate, dem Allerheiligsten, hat man denn nach Standortspuren des Swantewitbildes gesucht. Sie wurden ebenfalls gefunden, und zwar nicht in der Mitte des Quadrates, sondern mehr nach der Rückwand zu. Hier also hatte das riesige Holzbild des Swantewit, tief in den Boden gerammt und mit Steinen festgekeilt, gestanden, so daß bei der Zerstörung,

wie Saxo berichtet, die Beine über dem Boden mit Äxten durchhauen werden mußten, wobei das riesige Bildwerk, die Rückwand durchschlagend, niederfiel. Heute wäre es in die Tiefe gestürzt, denn der von Jahr zu Jahr weitergehende Abbruch des Steilufers hat bereits den Tempel erreicht und die Rückwand ist schon verschwunden. Es war also höchste Zeit, daß die Untersuchung geschah. Aber nun konnte der Grundriß des Tempels gerade eben noch festgestellt werden. —

Die Ausgrabungen in Arkona mußte man selbstredend wieder zuschütten, wie immer bei solchen Gelegenheiten, da man es ja nicht mit feststehenden Mauern zu tun hat, und das Ausgegrabene schnell verwittert und verweht. Der gefundene Tempelplatz wurde aber durch Pfähle markiert und an der Stelle, da das Bild gestanden, eine Tafel mit der Inschrift errichtet: „Hier stand Swantewit in seinem Tempel!"

So war es denn gelungen, zum ersten Male auf deutschem Boden die Grundlagen für den wissenschaftlichen Wiederaufbau eines altslawischen Tempels zu schaffen. Und wie großartig muß dieses alte Heiligtum gewirkt haben. Auf der höchsten Stelle der Burg stand der Tempel. Von ihm aus senkte sich langsam das Gelände zum Wall. Von jeder Stelle des Innern konnte man genau sehen, wie der Priester, wenn er den Gottesdienst verrichtete, aus dem Tempel trat, das große Horn des Gottes in der Hand, wie er es mit Met füllte, auf einen Zug leer trank, sich dann zu dem Volk wandte, es ermahnte, weissagte und begeisterte! —

Arkona ist im Jahre 1168 durch die Hand der Dänenchristen gefallen, als letzter Hort des Slawentums in Norddeutschland. Genau 100 Jahre dauerte seine Herrschaft in diesem Bezirk, die durch Erbschaft aus dem alten großen Heiligtum übernommen war, das auf dem Festlande, inmitten des Lutischen Volkes, bestanden hatte. Und das war Rethra, im Lande der Redarier, dem heutigen Mecklenburg-Strelitz!

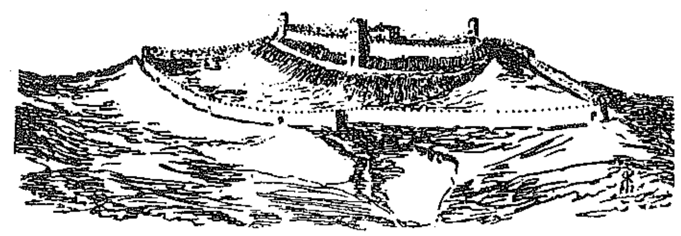
Rethra war, wie Arkona später, der Mittelpunkt der Priesterherrschaft mit dem berühmten Orakel, das seinen Einfluß weithin ausdehnte und die Geschicke der Völker lenkte. Es war der Kriegstempel aller Wenden, d. h. aller slawischen Völker zwischen Elbe und Oder. Ihre Feldzeichen wurden in Rethra aufbewahrt. Von ihm aus wurde das politische Leben des Landes gelenkt, die Kriegs- und Friedensfrage entschieden. Nicht nur vereinzelt ordnete man hier die Erhebungen der Slawen gegen die germanische Herrschaft, wie um 783, da Mistiv, der Obotritenfürst, seinen Rachezug gegen die Deutschen antrat, oder 1066, da das Schloß des Erzbischofs, Mikilinburg, genommen, Erzbischof Johann gefangengenommen, nach Rethra gebracht und dem Kriegsgotte geopfert wurde. Nein, alle großen allgemeinen Slawenaufstände gingen von Rethra aus! —

Aber wo lag nun dieses berühmte Rethra?

Schon im Jahre 1519 begann einer der Professoren der Universität Rostock die Suche nach diesem einst so mächtigen Heiligtum, dessen Name sich nicht einmal in dem Lande erhalten hatte und dessen Lage keine Volkssage kündete. Eine gute Beschreibung der äußeren Ansicht Rethras gibt Thietmar von Merseburg, eine schlechte Adam von Bremen. Die Gelehrten folgten, wie das so zu geschehen pflegt, dem Schwätzer Adam und — gingen 400 Jahre in der Irre!

Thietmar, der im Jahre 1017 starb, war ein sehr erfahrener Mann seiner Zeit. Aus dem Grafengeschlecht derer von Wahlbeck an der Aller stammend, befand er sich von Kind auf den Slawen nahe. Als Bischof von Merseburg mußte er besonders gut über die Missionstätigkeit in den slawischen Ländern unterrichtet sein. Und als Freund Kaiser Heinrichs II. nahm er an einigen Feldzügen gegen die Polen teil, während derer unter den Hilfsvölkern des Kaisers auch die Redarier fochten. Gerade bei der Beschreibung eines dieser Feldzüge erwähnt Thietmar gelegentlich der Beschreibung der slawischen Hilfsvölker und ihres Kultes auch die Burg Rethra.

„Rethra", sagt er, „im Bezirk der Redarier ist ein dreihörniges Schloß, das im Osten



Das „dreihörnige" Rethra

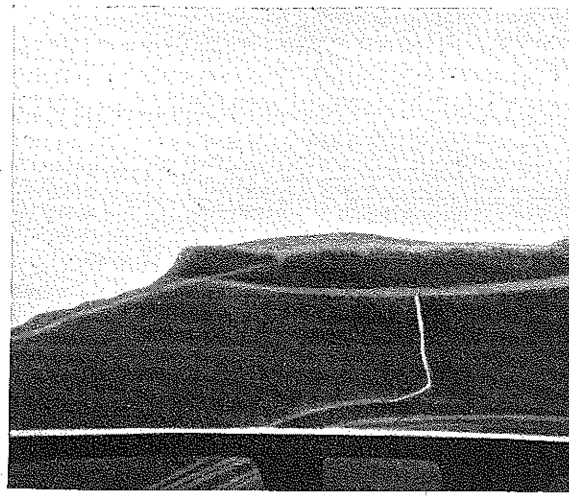
an einen See stößt, im Westen aber von einem mächtigen Walde umgeben ist. Von den drei Toren ist das kleinste nach Osten zu dem See gerichtet."

Nach Adam von Bremen war die Burg von allen Seiten von Wasser umgeben und nur ein Zugang führte zu ihr von einer hölzernen Brücke aus. Auch besaß sie neun Tore.

In der Wissenschaft bringen Halbheiten gewöhnlich Schaden. Hat man eine gute Quelle endlich gefunden, so soll man lediglich aus ihr schöpfen und alles andere fortwerfen. Während sich die meisten, nach Adam von Bremen, Rethra als eine Insel vorstellten, Thietmars „trikornis" als drei Landspitzen derselben auslegten und nun in allen mecklenburgischen Seen vergeblich nach dem alten Heiligtum suchten, fand Schuchhardt eine andere und, wie sich später herausstellte, die richtige Auslegung der Beschreibung Thietmars: Zur Zeit Thietmars bedeutete „Urbs" ein befestigtes Schloß und nicht etwa eine Stadt oder einen Bezirk. Und wenn Thietmar von einer „dreihörnigen" Burg spricht, so folgerte Schuchhardt, ist unter „Cornu" nichts anderes zu verstehen als ein hoher Turm über einem Tor. Denn „tricornis" bedeutete weder im klassischen noch im alterlichen Latein „dreieckig". Das Dreieck wurde mit „triangulus", wohl auch mit „trigonus" bezeichnet. Dazu wendet Plinius den Ausdruck „tricornis" gelegentlich auf Ochsen an, die zufällig drei Hörner besaßen. Thietmar, dem es nicht an Scharfsinn mangelte, gebrauchte daher diesen Ausdruck ebenfalls für die „dreitürmige Burg", die ja von weitem „dreihörnig" aussehen mußte. —

Nachdem sich Schuchhardt so über das Aussehen des alten Heiligtums klar geworden war, auch darüber, daß die Burg jedenfalls hoch gelegen habe und weithin sichtbar gewesen sein mußte, überprüfte er alle Orte Mecklenburgs, die nach seiner Ansicht für die Lage der Burg in Frage kommen konnten, und entschied sich endlich für den sogenannten „Schloßberg" bei Feldberg.

Eine sofort vorgenommene Besichtigung ergab, daß der Berg im Osten an den großen Luziner See stößt und im Westen noch heute durch einen Waldgürtel begrenzt wird. Fer-



Der „Schloßberg" bei Feldberg



Schloßberg
mit Luzinersee

ner fand er, daß der obere flache Teil des Schloßberges, der an Ausdehnung alle anderen slawischen Siedlungen weitaus übertrifft, von einem Ringwall umgeben war, in dem sich sofort zwei Tore feststellen ließen, eins an der nördlichen und eins an der südlichen, schmäleren Seite. Das dritte hoffte er bei der Ausgrabung zu finden, zumal die Ähnlichkeit der Anlage mit der von Arkona unverkennbar war.

Im Oktober 1922 begann die Freilegung. Sie schaffte tatsächlich das dritte fehlende Tor zutage, das auffällig groß erschien. Es begann am Fuße der Festungshöhe, zog sich nach oben und endete im Inneren des Festung. Es besaß eine Länge von genau 20 Meter, eine Breite von 4 bis 4,5 Meter. Diese Maße konnten mit großer Genauigkeit festgestellt werden, weil das Fundament aus großen Kieselsteinen bestand und sich in einer Höhe von einem Meter erhalten hatte.

Während der Freilegung mußte man an dieser Stelle in schwarzem, verkohltem Schutt graben, der eine Dicke von einigen Metern aufwies und unzweifelhaft durch die Verbrennung des hölzernen Turmes über dem Tor entstanden war. Derselbe schwarze Schutt fand sich auch in den anderen beiden Toren. Das nördliche Tor war ebenso breit wie das westliche, nur nicht so lang, etwa 6 bis 8 Meter. Aber das Osttor gab einen unerwarteten Aufschluß. Es besaß nur 5 Meter Länge und eine Breite von 1,45 Meter. Auf dieses Tor beziehen sich folglich die Worte Thietmars:

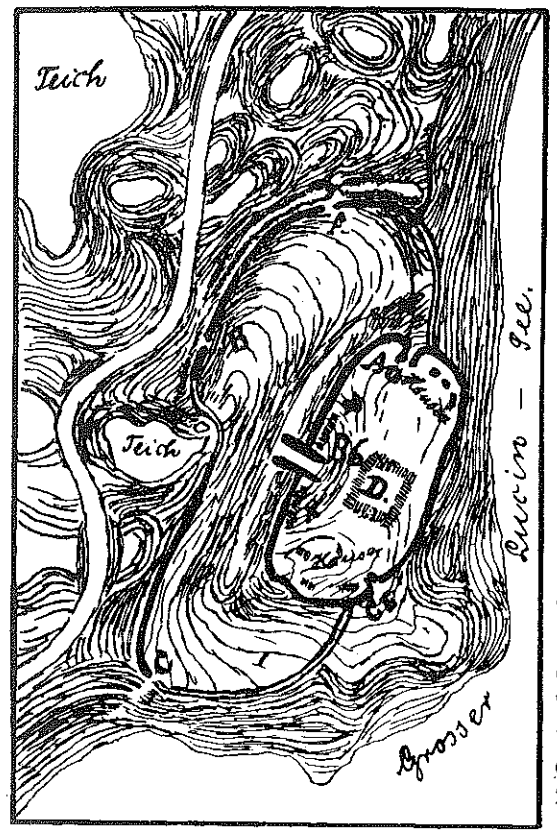
„Tertia porta que minima est, orientem respicit et tramitem ad mare iuxta positum monstrat!"

(„Das dritte, das kleinste Tor geht nach Osten und zeigt den Weg zu dem in der Nähe befindlichen See!")

Die Nachforschungen nach dem Tempelplatz verliefen weniger günstig. Auf der südlichen Höhe, dem höchsten Punkt der Anlage, wie auf dem nördlichen flachen Teil fand sich nichts. Aber mitten in der Anlage, in der Fluchtlinie des großen Tores, stieß man endlich auf eine geglättete, mit Steinen ausgelegte Stelle. Und es läßt sich sicher annehmen, daß hier der Tempel gestanden hat.

In den Slawensiedlungen sind die Wohnhäuser entlang des Walles belegen und lassen in der Mitte, wie schon bemerkt, einen freien Platz. Auf dem Schloßberge war das ebenfalls der Fall. In der Nähe des Ost- und Westtores fanden sich Hütten, zwei besonders große Häuser. Jedenfalls sind das Überreste von Priesterwohnungen und Wächterunterkünften, auch mag hier der kostbare Tempelschatz aufbewahrt gewesen sein, von dem Saxo Grammatikus besonders Erwähnung tut.

Die obere Festung, die Akropolis Rethras, besaß eine Länge von 115 und eine Breite



Grundriß von Rethra

von 45 Meter. Sie lag auf der Höhe 36 Meter über dem Spiegel des Luziner Sees, also nur wenige Meter tiefer als Arkona über dem Spiegel der Ostsee. Die ganze innere Einrichtung des Heiligtums und seine schlagende Ähnlichkeit mit Arkona wird besonders dann auffallend, wenn man von dem Außenwall die Lage überblickt. Dieser achtunggebietende Wall hat sich verhältnismäßig gut erhalten. An der dem Graben zugekehrten Seite findet man an einzelnen Stellen noch die steinerne Außenseite. Auf dem Wall stand sicher eine Mauer aus Holz und Lehm, gleich jener, die die Akropolis umgab. In dem Außenwall befinden sich ebenfalls drei Tore, die etwa den Toren des Innenwalles entsprechen. Der Platz zwischen den beiden Mauern der Rethra-Anlage entspricht dem Festplatz in Arkona, nur ist er ganz bedeutend größer. Tausende von Menschen konnten in Rethra zusammenströmen und von jedem beliebigen Platz aus vermochte man auch hier den Tempel zu sehen.

Rethra ging genau 100 Jahre früher unter als Arkona, wie durch die Ausgrabungen festgestellt worden ist. Bis dahin hat man das Jahr 1151 als Untergangsjahr Rethras angenommen. Die gefundenen slawischen Scherben, deren Zeit man beinahe mit derselben Genauigkeit bestimmen kann wie den Zeitpunkt der Münzen, reichen nur bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts. Zu jener Zeit (1068) unternahm der Bischof Burkhard von Halberstadt als Heerführer des jungen Heinrich IV. einen großen Rachezug gegen die verhaßten Slawenländer, wegen des Aufstandes um 1066, der Ermordung des Bischofs Johann und der Zerstörung seines Schlosses Mikilinburg.

Burkhard drang bis zur Wurzel des Übels vor und verbrannte Rethra bis auf den Grund. Das große heilige Roß führte er aus dem Heiligtum und kehrte auf diesem, zur Beschimpfung des heidnischen Glaubens, an der Spitze seines Heeres nach Sachsen zurück.

Diese Unterwerfung Rethras war ausschlaggebend. Die Bezirke der Redarier und Tollensker Slawen gehörten von dieser Zeit an nicht mehr dem Lande der Lutischer an. Jener Tempel, dessen Zerstörung nach den Urkunden um 1151 erfolgte, war nördlicher gelegen, jenseits der Peene in Lutzkowe, in dem Lande der Zirziganer. Otto, der Babenberger, der in den Jahren 1123/24 und 1128 seine Missionsfahrten zu den Pommern und Lutischern ausführte, kennt weder Rethra noch die Redarier mehr, so wie sie auch die Berichte über den Kreuzzug der Sachsen gegen die Slawen im Jahr 1147 nicht mehr erwähnen.

Im Norden, zwischen Peene und Ostsee, unter den dort lebenden Zirziganern, wurden im Jahre 1151 vom Grafen Adolf von Holstein und Niklot, dem Obotriten, Kreuzzüge unternommen und gelegentlich dieser dann Gutzkow zerstört und nicht Rethra.

Der Spaten des Archäologen hat in diesen alten historischen Streitfragen entschieden.

Das durch ihn geschaffene Bild der großen Slawenheiligtümer liegt nicht nur klar und deutlich vor uns, erfreut uns an sich, sondern es weist uns auch auf die Bahnen zu weiteren erfolgreichen Forschungen.

Der Pauktanz, ein altes lippisches Schwertspiel

Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Zu der kürzlich an dieser Stelle erfolgten Mitteilung über den altdeutschen Schwerttanz möchte ich einige Nachrichten aus dem Lippischen hinzufügen, die der Fachforschung bisher entgangen sind.

Den Schwerttanz, von dem schon Tacitus in seiner „Germania" berichtet und der das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein in germanischen Landen bekannt war, wo er in späterer Zeit besonders von den Zünften gepflegt wurde, hat man bis um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts auch in Lippe gekannt, also in der Gegend, die zu dem alten Cheruskergau gehört.

Sibbentrup, ein kleines Dörfchen, am Talabhange eines namenlosen Bächleins gelegen, das sich bei Vega in den gleichnamigen Fluß, die Vega, ergießt und das seinen Namen den sieben größeren Höfen verdankt, aus denen es neben einigen kleineren Stätten besteht, heißt heute noch in der Umgegend die Paukstadt, und die Sibbentruper sind mit Recht stolz auf diese Bezeichnung. Pauken bedeutet soviel wie „fechten", „mit dem Schwerte streiten", und die dazu benutzten Waffen hießen „Pauk", in der Mehrzahl „Pauke", die Fechter selbst „Pauker". Die Pauke waren übrigens nicht einheitlich, sondern gelegentlich überlieferte und zusammengesuchte oder zufällig erworbene Waffen, wie alte Offiziersdegen neben ungeheuren Dragonersäbeln.

Der Pauktanz in Sibbentrup wurde regelmäßig und ausschließlich bei jeder „lustigen" Hochzeit der Sibbentruper aufgeführt, nicht nur auf Hochzeiten der großen Höfe, sondern auch auf solchen der kleineren Stätten; ursprünglich wird er wohl auf die sieben Höfe beschränkt gewesen sein. Er ist sehr alt, wenn auch über den eigentlichen Ursprung nichts gesagt werden kann. Der Sage nach stammt er aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als sich die Bauern gegen herumziehende und räubernde Banden durch Selbsthilfe verteidigen mußten; dann war, so heißt es, jedermann verpflichtet, die Räuber mit dem Pauk in der Hand vertreiben zu helfen. Das Andenken daran soll dann im Pauktanze erhalten geblieben sein. Von einer solchen Bande soll auch der Beiname der Sibbentruper kommen. Als die Sibbentruper diese Bande abwehrten, mußte sie über den Teut, einen sehr hohen Berg, flüchten, wobei sie ihre Verfolger als Paukstädter beschimpfte.

Jeder Pauker mußte im Besitze eines ordentlichen Paukes sein und ihn beim Erscheinen auf dem Hochzeitsfeste umgegürtet tragen. Dazu hatte er einen mit einem Strohseile umwundenen Hut aufzusetzen. Die Tänzer waren auch verkleidet und trugen um den Leib gebundene Strohseile.

Der Tanz wurde von dem Leiter oder Anführer, dem sogenannten Paukmeister, mit einer Rede eröffnet, in der u. a. einiges über Ursprung, Bedeutung und Zweck des Pauktanzes gesagt wurde, was aber zweifelsohne keinen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit machen konnte. In der Rede wurden verschiedene Fragen zur Beantwortung an den Hochzeiter, also den Bräutigam, gestellt, so unter anderm, ob er sich zum jedesmaligen Mittanzen und zur sorgsamen Aufbewahrung des Paukes verpflichte. Der Paukmeister hatte ferner die Pflicht, darauf zu achten, daß, wer von auswärts nach Sibbentrup einheiratete, im Besitz eines Paukes war.

Der Tanz selbst spielte sich in drei voneinander verschiedenen Teilen ab. Zuerst wurde

ein alter Volkstanz aufgeführt, wie sich solche Volkstänze ja gerade auf Hochzeiten bis in unsere Tage hinein erhalten haben, nur mit dem Unterschiede, daß in Sibbentrup bei einem derartigen Tanze durch die Pauker heftige, offenbar fechtende Bewegungen mit ihren Pauken gemacht wurden.

Gegen Schluß dieses Tanzes, der sich stufenweise zu immer heftigerer „Paukerei" gestaltete, bildeten sich zwei Parteien, die miteinander in Streit gerieten, was den Eindruck eines heftigen Kampfes machte, bei dem die Pauke so heftig gegeneinandergeschlagen wurden, daß die Funken sprühten. Schließlich fiel einer der Pauker zu Boden und blieb wie tot liegen (übrigens ähnlich wie beim „Judentanz" in Heidenoldendorf). Nun hörte jeder Streit auf, alles umringte den Gefallenen und machte sich um ihn zu schaffen, vor allem der „Arzt", der alle möglichen Wiederbelebungsversuche anstellte (wieder wie bei dem genannten Judentanz). Die bis dahin lustige Musik hörte erst eine Weile auf und spielte dann die traurigsten Weisen von der Welt, wie sich ein alter Mann ausdrückte, der den Tanz noch mit erlebt hat.

War die Wiederbelebung endlich gelungen, so folgte als dritter Teil ein überaus lustiger Tanz, es wurde „ein Toller drauf" gemacht (wieder so wie beim Judentanze, der überhaupt zum Vergleich herausfordert).

Hier mögen die beiden dabei gesungenen Weisen beigefügt werden. Wenn der scheinbar Getötete am Boden liegt, singt alles zur Musik:



Nach der „Wiederbelebung" erklingt es:



Der Zweikampf im zweiten Teile des ganzen Tanzes wurde möglichst wahr und echt ausgeführt. Der schon genannte Gewährsmann ist selbst Zeuge gewesen, wie ein junges Mädchen, als der eine der Fechter wie tot niedergefallen war, entrüstet ausrief: „Dat hät se van ühren Streuchen!" (Das haben sie von ihren Streichen!). Das Mädchen hatte die ganze Vorführung als wirklichen Kampf angesehen.

Der Pauktanz in Sibbentrup ist zum letztenmal auf Nieren Hochzeit im Jahre 1854 aufgeführt worden. Dann legte der letzte Paukmeister, Röhr hieß er, sein Amt aus heute unbekannten Gründen nieder, und ein neuer wurde nicht wieder ernannt. Der Tanz lebt seitdem nur noch in der Erinnerung der alten Leute fort. Aufzeichnungen darüber haben hinterlassen der bereits genannte Augenzeuge, ein gewisser Lesemann, in einem Briefe an den früheren lippischen Lehrer Kessemeier, später Seminarlehrer in Bremen, und dann der Enkel des letzten Paukmeisters, ein in den neunziger Jahren verstorbener Lehrer Röhr in Schieder. Auf Grund dieser Mitteilungen hat der ebenfalls schon einige Jahrzehnte verstorbene Küster Fr. Kessemeier in Blomberg im Lippischen Kalender 1904 einen Bericht über den Pauktanz gegeben. Ich habe die Erinnerungen eines alten Sibbentrupers mit zugrunde gelegt.

Wo die alten Pauke geblieben sind, läßt sich heute im einzelnen nicht mehr nachweisen. Der genannte Küster Kessemeier hat selbst noch einen in Sibbentrup gesehen; er war nach seiner Erinnerung von gewaltiger Größe, steckte in einer messingenen Scheide und hing über dem großen Ehebette, ein Zeichen dafür, einer wie großen Wertschätzung bzw. ehrwürdigen Behandlung sich ein solcher Pauk erfreute. Der Pauk von dem Hofe des genannten Augenzeugen, des Bauern Lesemann, ist dem 1898 verstorbenen früheren lippischen Konsistorial- und Schulrat Thelemann in Detmold übergeben worden, der ihn

dem Landesmuseum überwiesen hat, wo er sich wahrscheinlich als Zeuge einer alten Volksüberlieferung noch befindet.

Auf die Verbreitung und Bedeutung des Schwerttanzes soll und kann hier nicht eingegangen werden; wir besitzen darüber eine eingehende Untersuchung von Kurt Meschke, Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis, Leipzig und Berlin 1931. Meschke kommt zu dem Ergebnis, daß von den beiden Entwicklungsstufen des Schwerttanzes, einer bürgerlichen und einer bäuerlichen, letztere als die geschichtlich ältere angesehen werden muß, weshalb unsere lippische, in bäuerlichen Kreisen erhaltene Überlieferung besonderen Wert für sich beanspruchen kann — Meschke hat sie übrigens nicht gekannt. Nach Meschke ergibt sich die Möglichkeit, den Schwerttanz noch über Tacitus hinaus weiter zurückzuführen auf Waffentänze früherer germanischer Kulturzeiten, die als eine Art Burschenschafts- oder Gemeinschaftstänze einmal eine religiöse Aufgabe



Züricher Schwerttanz. Federzeichnung 1578
(Aus Kurt Meschke, Schwerttanz und Schwerttanzspiel)

hatten, dann aber als gefährlicher und ehrenvoller, Mut und Geschicklichkeit erfordernder Sport dazu diente, die Waffen handhaben zu lernen. Der Schwerttanz wurde nur zu gewissen Zeiten und bei besonderen Veranlassungen aufgeführt und war mit dem innersten Wesen der Germanen verwachsen.

Ein ganz selbständiger Tanz ist der Sibbentruper Pauktanz wohl nicht gewesen, wenigstens hat mir mein alter Sibbentruper Gewährsmann versichert, daß der Pauktanz in den sogenannten Achttourigen eingeschaltet worden sei. Dieser Achttourige ist ein alter Volkstanz, der vor allem auf Hochzeiten aufgeführt wird und aus acht verschiedenen „Touren" besteht — daher der Name. Er ist vordem der beliebteste Tanz gewesen, an dem sich alt und jung gleicherweise beteiligen konnte. Fast jedes Dorf wies dabei Eigenheiten auf sowohl in der Weise wie in der Ausführung, habe ich doch an die dreißig verschiedene Weisen des Achttourigen aus dem kleinen Lippe aufzeichnen können. Ähnliche Tänze sind der Vier-, Zehn- und Zwölftourige. Soviel ich also feststellen konnte, bildete der Pauktanz eine solche Tour in dem Achttourigen. Daraus erklärt sich auch, daß es keine besondere Paukweise gegeben hat, die bei der Aufführung gespielt wurde; es war eben die Weise des Achttourigen.

Altnordische Volksmusik

Von Jón Leifs

Heute im Zeitalter des Flugverkehrs ist auch Island nicht mehr unbekannt. Doch sind es nicht allein die Naturschönheiten der nordischen Landschaft, die so viele Menschen anziehen und erfreuen; nicht minder bedeutsam ist die Kultur des Landes, die als lebendiges Zeugnis vergangener Jahrhunderte im Heimatboden verwurzelt dasteht. Heute geht ein Sehnen nach kräftiger, männlicher Kunst durch die Menschheit, und in der Kultur Islands ist eine Grundlage vorhanden, die für unser Jahrhundert noch von großer Bedeutung sein kann.

Einige geschichtliche Tatsachen mögen dies verständlicher machen. Island ist vor über tausend Jahren von norwegischen Wikingern und Herrschern besiedelt worden. Aus dieser Zeit bis in unsere Tage hinein hat es sich eine einzig dastehende heidnisch-germanische Literatur geschaffen und bewahrt, die Sagas und Eddas, die in guten deutschen Übersetzungen im Verlag Diederichs, Jena, erschienen sind. Die alte Sprache hat sich auf Island tausend Jahre hindurch bis heute lebend erhalten. Man lehrt sie an allen Universitäten; man nennt sie altnordisch oder noch genauer altwestnordisch. Aber Island hat nicht nur seine tausendjährige Sprache und Literatur bewahrt, sondern in gleicher Weise auch eine alte Volksmusik gerettet.

Dabei möchten wir feststellen, daß es sich nicht um jene Art „nordischer" Musik handelt, die so dem durchschnittlich gebildeten Europäer bekannt ist; überhaupt müssen wir sie uns ganz anders vorstellen als man gemeinhin über nordische Musik denkt und urteilt. Die einen halten nämlich die Musik überhaupt für eine südländische Kunstgattung und wollen eine eigentlich nordische Musik gar nicht gelten lassen; alles Vorhandene halten sie für ein schwaches Bemühen, die Musik Mitteleuropas nachzuahmen, und zwar im Sinne der Romantik des 19. Jahrhunderts. Andere wieder erkennen wohl völkische Werte in der nordischen Musik an (die eine Hochblüte in Grieg erreicht hat), verstehen aber darunter doch nicht so sehr die alte eingeborene Art als vielmehr eine Mischung von naturhaften Elementen und Einflüssen von Mendelssohn, Wagner, Chopin, Schumann u. a.

Es bleibe dahingestellt, inwieweit solche Anschauungen begründet sind oder aus Unkenntnis entsprungen. Aber man fängt heute schon an, nach den Urquellen der nordischen bzw. altnordischen Musik zu forschen. Man geht von der merkwürdigen Tatsache aus, daß auf Island die tausendjährige Wikingersprache noch im isländischen Volke lebendig ist. Ihr künstlerischer Ausdruck bleibt sogar noch entwicklungsfähig im modernen Verkehr. Im Zeitalter der Flugmaschine werden die Eddas und Sagas von dem einfachen Volk, selbst von Kindern, gelesen und gelernt; die Landschaft des Landes ist dieselbe wie zur Wikingerzeit, als sie die Dichtungen der Sagas und Eddas formte. Die Herkunft des Volkes ist unantastbar. Die Herbheit der Volksseele ist durch die Not der Jahrhunderte nur etwas verinnerlicht. Die Volksmusik ist urnordisch und „barbarisch" wie zur Wikingerzeit geblieben, als die Skalden ihre Lieder sangen; die Rhythmik und Quinten des 10. Jahrhunderts bilden noch heute das Grundelement dieser Musik; was gemeint ist, wird am besten aus unserem Liedbeispiel klar werden. Einmal zeigt sich die Altertümlichkeit in einer harmonischen Eigenart, eben den Quintgängen der Zweistimmigkeit, dann aber in einer aus dem Sprachgebiet entsprungenen reichen rhythmischen Gestaltung, die durchaus urwüchsig und ausgesprochen germanisch ist: so sind die Möglichkeiten gegeben für eine neue, herb-männliche Wiedergeburt musikalischer Kunst.

In den nordischen Morren bzw. altgermanischen Grabhügeln hat man Blechblasinstrumente aus der Bronzezeit gefunden, die sogenannten Luren. Die Instrumente treten paarweise auf, und Abbildungen auf den Felsen zeigen Lurenbilder stets zu zweien. Es

hat sich damals also wohl um zweistimmige Lurenmusik gehandelt, vermutlich Signale, bei denen die Quintharmonie auf akustischen Gründen die Hauptrolle spielen mußte. Ein zweistimmiger Quintgesang wurde denn auch zur Wikingerzeit im Norden gepflegt und ist bis heute in Island fast wie durch ein Wunder lebend im Volksmund erhalten, genau so wie die einheimische Sprache und Literatur mit den berühmten Eddas und Sagas. Diese Singweise nennt der Isländer „Tvisöngr" (Zwiegesang). Die Weisen stehen meist in der lydischen Tonart. Es singen zwei oder mehrere Männerstimmen abwechselnd im Einklang und in Quinten, wobei die anfangs tiefere Stimme meist gegen den Schluß des Liedes eine Quinte über die andere springt, was eine außerordentlich eindringliche Wirkung hervorruft. Von Frauen wird der „Zwiegesang" nicht gesungen. Das plötzliche Überspringen („Hochgehen") der ursprünglichen Unterstimme in die Oberquint hat auf den Hörer eine Wirkung, etwa als ob „vom Speer die Sonne der Götter strahle", wie ein berühmtes Lied der Edda besagt.

Ein gutes und typisches Beispiel eines solchen Zwiegesanges ist die bekannte Melodie zu „Island farsoelda fron".

Largo maestoso.



(Übersetzung von Felix Genzmer)

Der Isländer hat aber auch andere Arten der altnordischen Volksmusik bewahrt. Die altnordischen Sänger hatten ihre Gedichte auch allein vorgetragen, und zwar in derselben Art wie die sogenannten „Rimur" (Reimweisen), eine andere kennzeichnende Gattung isländischer Volksmusik. Bei diesen Melodien fallen die Worte oft wie Beilhiebe in unerbittlichem Taktwechsel. Die Dichtung selbst ist oft balladenartig und erzählt in vielen Versen Ereignisse und Kämpfe; oder aber sie ist ein Ausdruck augenblicklicher Laune von Traurigkeit oder Fröhlichkeit. Auch als Tanz- und Trinklieder finden die „Reimweisen" Verwendung.

Allegro.



Das Hauptmerkmal dieser Lieder ist der wechselnde rhythmische Akzent. Sie werden manchmal in wechselndem Zeitmaß, leise oder laut vorgetragen.

So hat sich die akzentschwere Tonsprache der Wikinger in Island mit allen melodischen, rhythmischen und sogar harmonischen Eigenheiten bis auf unsere Tage getreulich erhalten. Von der Geschmeidigkeit südlicher Melodik ist gewiß nicht viel zu merken. Wenn wir die allgemeinen Merkmale dieser Volksmusik kurz betrachten, so ist zunächst auffallend, daß Auftakte fast gar nicht vorkommen. Die Akzente geben der Musik oft das deutlichste Gepräge. Meist bewegen sich die Lieder in einem kleinen Tonraum; manchmal wiederholen sie einzelne Tongruppen, oftmals ein und denselben Ton. Wenn dann die Noten wechseln, sind Sprünge fast beliebter als Tonleiterschritte, und es kommen dann auch manchmal schwer singbare Sprünge vor (besonders übermäßige oder verminderte Intervalle). Ganz eigenartig ist oft der Schluß der Weisen, indem er meist irgend etwas Fremdes in die Weise bringt, eigenartige Schnörkel oder Verzögerungen, auch eine ganz neue melodische Wendung. Damit ist wieder eine Akzentuierung gegeben.

Einen guten Einblick in das Wesen der isländischen Volksmelodien gibt uns das im Verlag Kallmeyer, Wolfenbüttel, erschienene Heft „Isländische Volkslieder", das auch vortreffliche deutsche Übersetzungen bringt, die von dem bekannten Edda-Übersetzer Prof. Dr. Genzmer stammen. Diese Übersetzungen zeigen dann auch gut die kunstvolle Form und Rhythmik der isländischen Dichtungen mit den üblichen Stabreimen, Endreimen und häufigen Binnenreimen. Auch Lieder und Tänze dieser Art sind im Verlage Kistner & Siegel, Leipzig, erschienen und fanden bereits Eingang in die internationale Gebrauchsmusik (auch auf Odeon-Platte Nr. 0—25004). Sie sind es wert, auch in Deutschland zu neuem Leben erweckt zu werden.

Diese Musik, wenn auch uralt, kommt in ihrer spröden, herben Männlichkeit dem neuen Streben nach Einfachheit und Wesenstiefe entschieden entgegen. Es herrscht darin eine mehr in sich gekehrte Empfindung, die oft an Kargheit grenzt, bisweilen aber wiederum in Ausgelassenheit überspringt. Diese Weisen sind nicht im südländischen Sinne „melodiös", was auch nicht zu erwarten ist. Viele, die mehr eine weichlichere Kunstgattung lieben, werden da kaum auf ihre Rechnung kommen. Aber eine herbere und nordischere Musik gibt es nicht; ist sie doch aus der isländischen Sprache und aus dem isländischen Volk geboren, wie es vor tausend Jahren war und noch heute ist.

In unserem Jahrhundert gewinnt Island erst wieder engere Fühlung mit der übrigen europäischen Kultur. Daraus ergeben sich ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten. Vielleicht wird es aber auch über Sein oder Nichtsein der neuisländischen Kultur und Kunst entscheiden, ob es ihr gelingt, sich in diesem Sinne voll zu entfalten.

Das Hauptstammesheiligtum der Cherusker

Von H. A. Prietze

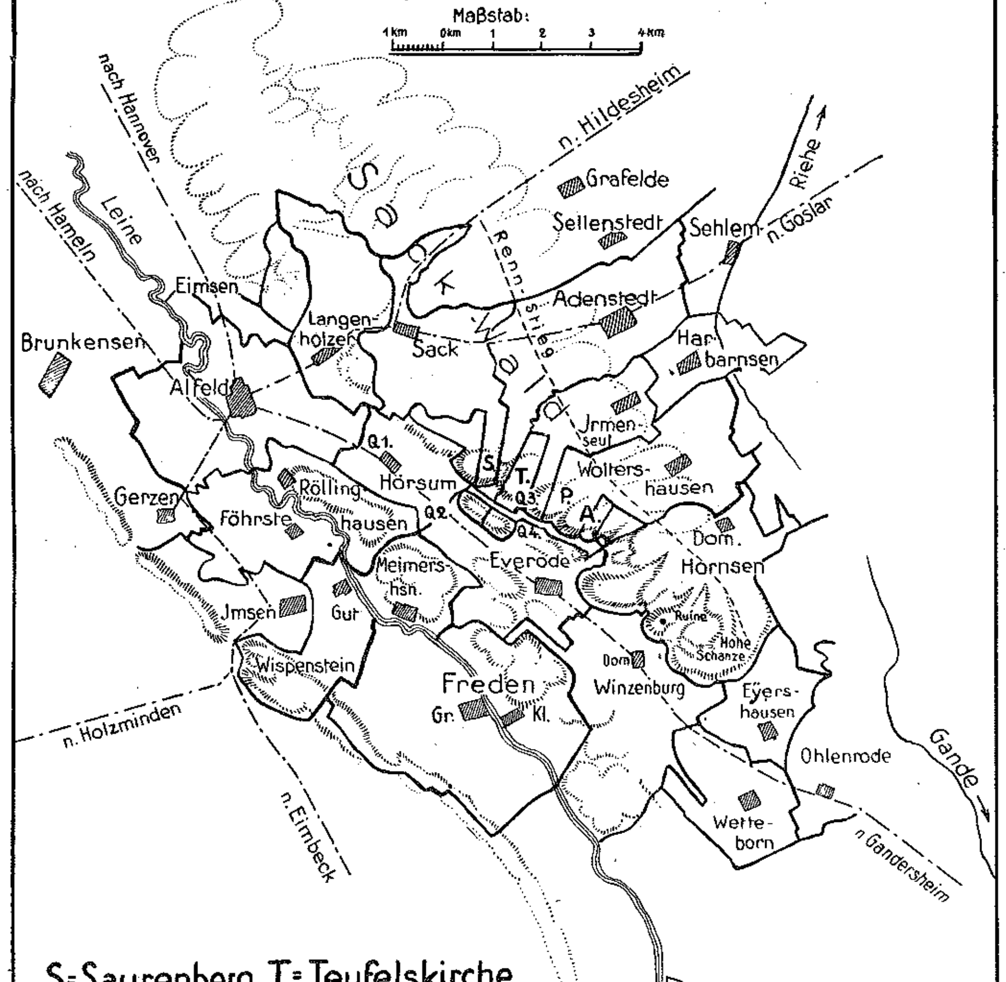
(Zu dem Aufsatz in Heft 5 des Jahrgangs 1935 dieser Zeitschrift)

Wünschen aus dem Leserkreis nachkommend, bringe ich hier nachträglich eine Karte der Umgegend von Alfeld mit der Örtlichkeit des bei der Teufelskirche im Sackwald vermuteten Stammesheiligtums der Cherusker.

In dem genannten Aufsatz hatte ich gesagt, daß das Hauptheiligtum der Cherusker im Mittelpunkt des Landes und in der Nähe eines bedeutenden Wegeknotenpunktes gesucht werden müsse. Als einzig möglicher Ort biete sich daher Alfeld, dessen Name (mundartlich Allefelle) als Allthing zu deuten sei. Ich füge hier noch hinzu, daß der gleiche Name in der Form Alföld ein bekanntes frühgeschichtliches germanisches Thingfeld an der mittleren Donau bezeichnete.

Die Karte zeigt nun zunächst, wie außerordentlich günstig Alfeld im Hinblick auf die alten Verkehrswege des Leinetales und somit des Cheruskerlandes gelegen ist. Es gibt

Karte des Sackwaldes mit heutigen Gemeindegrenzen und dem Hauptheiligtum der Cherusker.



S = Saurenberg. T = Teufelskirche.
P = Paradiesgarten. A = Ahrensburg.
Q Quelle 1, 2, 3, 4.

keinen anderen Ort im Leinetal, wo sich so viele Straßenzüge kreuzen, keinen Ort, der von alle Gauen des Stammlandes so gleichmäßig gut erreicht werden konnte als Alfeld.

Aus der Karte ist ferner die Lage des Hauptheiligtums selbst und die Prozessionsstraße von Alfeld nach dort zu entnehmen. Die mit starken Linien in die Karte eingetragenen Gemarkungsgrenzen haben in der Gegend des vermuteten Heiligtums einen ganz

außergewöhnlichen Verlauf. Der lange schmale, zweiundeinhalb Kilometer lange und meist nicht über 100 Meter breite Gebietsschlauch, der nach meiner Ansicht nichts anderes sein kann als der Rest der alten Prozessionsstraße, kann nicht bei einer späteren Gemarkungsaufteilung zufällig entstanden sein. Hier muß eine alte Schranke der Aufteilung im Wege gestanden haben. Man sieht auch aus der Karte, wie die Gemarkung von Irmenseul, des Dorfes mit dem denkwürdigen Namen, bis an die Teufelskirche heranreicht. Es scheint, als ob auch hierbei noch späte Erinnerungen nachgewirkt hätten.

Nicht ohne Bedeutung ist auch die Lage einiger starken Quellen im Zuge der Prozessionsstraße. Im Hochsommer, sagen wir am Johannistag, mußte die Volksmenge genügend frischen Trunk am Wege finden. Die sonst sehr wasserarme Gegend bietet solche Erfrischung nur an den Punkten, die die Karte angiebt. Die stärkste, als kleiner Bach dem Boden entspringende Quelle ist die mit 3 bezeichnete am Fuß der Teufelskirche.

Die uns so viel Altertümliches erschließenden Gemarkungsgrenzen sind auch in diesem Falle wohl zu beachten. Sie gehen, wo nicht spätere Aufteilungen oder gewaltsame Verschiebungen durch höhere Gewalten anzunehmen sind, auf die Grenzen der alten Hundertschaften zurück. Es ist nun zunächst bemerkenswert, daß im allgemeinen ein breiterer Fluß wie die Leine von den Gemarkungsgrenzen nicht überschritten wird. Auf unserer Karte ist dies nur bei Alfeld der Fall, und wenn man Groß- und Klein-Freden als ursprünglich zusammengehörig erkennt, auch bei Freden. Diese Tatsache spricht entschieden für die große Bedeutung der beiden Orte schon in germanischer Zeit.

Freden wurde bei der Christianisierung als Sitz eines Erzpriesters ausgewählt. Das unterstützt meine Annahme, der Name Freden und seine Lage zur Teufelskirche deute darauf hin, daß hier vorher eine Pflegestätte für Sitte und Recht gewesen sei. In diesem Lichte gewinnt auch der zunächst ganz schlicht aussehende Name des benachbarten Everode höhere Bedeutung. Man vermutet in Everode eine Rodung eines Mannes mit Namen Eberhard oder dergleichen. Aber die älteren überlieferten Formen des Ortsnamens sind Aveningaroth und Eveningaroth. Es handelt sich also um eine Rodung von Eveningen, nicht von einem Eberhard. Was sind nun Evening? Einen Sippennamen wird man nicht annehmen dürfen, da Rodungen im Hannoverschen immer nur die Namen von Einzelpersonen tragen und weil ein entsprechender Personenname, aus dem der Sippenname Evening hervorgegangen sein könnte, in dieser Gegend keine Belege findet. Zweifellos hängt nun das Wort Evening mit Ewa = Gesetz, Sitte zusammen. Ein Evening ist also ein Gesetzesmann, den man auch als Ewart oder Ewald bezeichnen könnte. Wenn nun in Freden germanische Ewarte mit einer Erziehungsanstalt für ihren Nachwuchs hausten, so liegt sicher nichts im Wege anzunehmen, daß das dem Hauptheiligtum zunächst liegende Land von dort aus gerodet wurde und von dort aus seinen Namen erhielt. Eveningaroth hatte schon um das Jahr 1000 eine Kirche, deren Einkünfte Bischof Bernward von Hildesheim dem Michaeliskloster schenkte. Auch dies spricht für meine Annahme, da für jene alte Zeit eine Kirche in Everode neben der ganz nahen Kirche in Freden keinem Bedürfnis entsprochen hätte, wenn der Ort nicht aus germanischer Zeit her eine gewisse geistliche Bedeutung gehabt hätte.

Schließlich ist noch auf die so sprechende Lage der Wallburg Hohe Schanz und ihrer Nachfolgerin der Winzenburg hinzuweisen. Sie deckten das Hauptheiligtum von Süden und beherrschten die einzige von dort heranführende Straße, deren breite Spuren noch bei Quelle 2, wo der heutige Weg eine Strecke durch Wald geht, sehr deutlich erkennbar sind. Die Gemarkung der Domäne Hornsen gehört zu Winzenburg. Das stattliche Gebiet der beiden Gemarkungen entspricht der Bedeutung des hochadligen alten Geschlechtes, das dort hauste und wahrscheinlich irgendwie seine Abstammung auf das Geschlecht Armins zurückführen konnte.

Die Fundgrube

Vom Beten der Germanen. Unser Mitarbeiter *Edmund Weber* wendet sich in Heft 9 und 10 1935 der „*Sonne*" mit sehr aufschlußreichen Belegstellen gegen eine Auffassung, die Generalsuperintendent a. D. D. Dr. Dibelius in seiner Schrift „Die Germanisierung des Christentumes" vertritt: zunächst spiele, was im Mittelpunkt alles religiösen Lebens stehe, bei den Germanen eine außerordentlich geringe Rolle: das Gebet. Man kenne zwar germanische Zauberformeln, aber vom Beten bei den Germanen höre man wenig. Zwar bemerkten die römischen Schriftsteller gelegentlich, daß im germanischen *Kultus* Gebete gesprochen worden seien. Aber Gebete aus dem *Alltag* seien unbekannt. Ein Dankgebet komme nirgends vor. Es habe fast den Anschein, als ob der Dank für empfangene Wohltat den Germanen etwas Unbekanntes gewesen sei. — Weber fragt mit Recht: weiß Dibelius nichts von den lateinischen und germanischen Zeugnissen des Bekehrungszeitalters, oder will er nichts von ihnen wissen?

Diese Zeugnisse bringt Weber bei. Aus dem Leben Lebwins (8. Jhdt. n. Zw.) erfahren wir, daß die alten Sachsen ihr jährliches Allding in Marklo nach altem Herkommen mit einem Gebet eröffneten. Ebenso finden sich im altenglischen Beowulfliede (8. Jhdt. n. Zw.) und bei dem lateinisch schreibenden Ermoldus Nigellus (9. Jhdt. n. Zw.) Belege für germanische Gebete, die sich auf die Volksgemeinschaft beziehen. Aber es lassen sich auch Zeugnisse dafür beibringen, daß auch der einzelne gewohnt war, sich in Gebet und Anruf an die Gottheit zu wenden. Vom Dankgebet sagt Dibelius: „Es hat fast den Anschein, als ob der Dank für empfangene Wohltat den Germanen etwas Unbekanntes gewesen ist. Hier also, wo wir zunächst suchen, gehen wir ganz leer aus". Auch das trifft nicht zu, wie Weber nachweist.

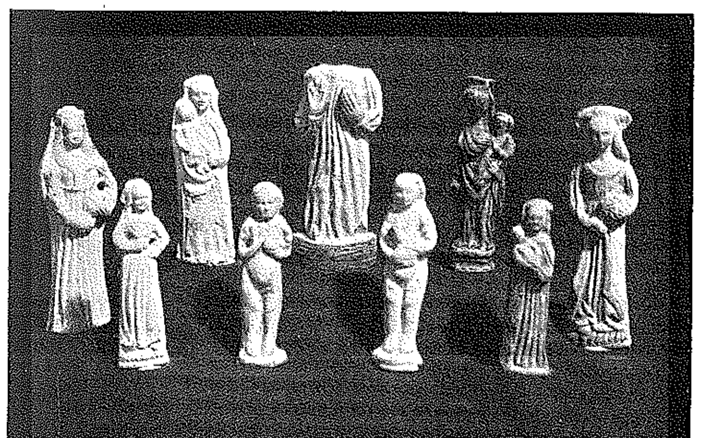
Wenn uns von den römischen Geistlichen, die im Bekehrungszeitalter Jahrbücher und Heiligenleben abfaßten, so wenig vom germanischen Gebet überliefert worden ist, so ist das durchaus verständlich. Die Missionare jener Zeiten vertraten eine andere Einstellung den zu Bekehrenden gegenüber, als wir sie vielfach beim heutigen Missionar finden, der oftmals seinen Ehrgeiz darein setzt, die volkhafte Eigenkultur seines Missionssprengels zu erfassen und zu beschreiben. Damals aber galt alles „Heidnische" schlechthin als verwerflich, und von mancherlei Bräuchen wissen wir nur, weil auf den Kirchenversammlungen dagegen geeifert wird. Oder man denke an die Überlieferung unserer Helden- und Volkslieder! Otfried, der Mönch von Weißenburg, schreibt seine Evangelienharmonie, um das Heldenlied zu verdrängen, und die Aufzeichnung des Hildebrandsliedes durch einen mönchischen Schreiber bildet eine Ausnahme.

Unter diesen Umständen nimmt es nicht wunder, wenn wir nur wenig darüber wissen, wie der Germane gebetet hat und wie ein Frommer mit seinem Gott in Verbindung getreten ist. Die zahlenmäßig geringen Zeugnisse dafür erfordern sorgfältige Prüfung, und diese Prüfung wird eben durch die Seltenheit der Zeugnisse sehr erschwert. Einem Begriff, dem „Bloten", der im Mittelpunkt der germanischen Frömmigkeit gestanden haben muß, widmet Weber eine sorgfältige und feinsinnige Untersuchung, an deren Schluß er sich auf Mogk berufen kann, der den Germanen „tiefe Religiosität" als „einen wesentlichen Zug ihres Charakters" zuschreibt. Als wesentlichen Inhalt des Betens fassen wir die Absicht, mit der Gottheit sich innerlich zu vereinen; daß das „Bitten" bei der blutbedingten Anlage des nordischen Abstandsgefühles für den Germanen erst in zweiter Linie kam, ist verständlich. Für *den* Germanen: auf ihn beziehen sich Webers Ausführungen — ebenso etwa, wie Betrachtungen über *den* Christen zu verstehen sind — auf ihn bezieht sich auch die Feststellung: „Es gab keinen Unterschied zwischen Alltag und Festtag für den Germanen — die höhere Macht heiligte ja alle seine Gedanken, Worte und Taten. *Ob er den Pflug führte, ob er ein Haus baute, ob er eine Ehe schloß, ob er ein Kind durch die Wasserweihe in die Sippe aufnahm, ob er in dem Ding oder im Gericht saß, ob er in die Schlacht zog, überall fühlte er, daß die Gottheit ihm nahe sei und er ihr.*"

Spätmittelalterliche Tonfiguren

Im September-Heft 1933 dieser Zeitschrift, S. 282 u. f., wurde unter anderem eine kleine *Tonfigur* veröffentlicht, die in einer schlesischen Stadt (Genaueres nicht angegeben) neben Tongefäßen des ausgehenden 15. Jahrhunderts gefunden worden war. Plüschke, Lauban, sagt darüber: „Ein seltener Fund ist die kleine Madonna aus gebranntem weißem Ton, die rechts neben dem Brandopfertopfe steht. Ob das ein Spielzeug oder — was mir wahrscheinlicher ist — auch eine Opfergabe ist? Wer weiß?"

Zu dieser Frage habe ich folgendes zu bemerken. Das beigegebene Bild stellt keine Madonna, sondern eine deutsche *Bürgersfrau* mit hoher Leinenhaube dar, wie sie auf Zeichnungen und Stichen A. Dürers mehrfach zu finden ist. Ihr weltlicher Charakter ist durch die modische Kleidung und den Krug in der Rechten angedeutet, und von dem Christuskinde, das zu einer Madonna gehört, keine Spur. Das Stück mag an dem Orte, von dem es stammt, eine Seltenheit sein, für andere Städte Mitteldeutschlands zwischen Rhein und Oder ist es keine. Kamen doch solche Figuren vielerorts zum Vorschein: In Worms erst 1932[1], in Hildburghausen vor 1852, in Zittau mehrfach zwischen 1821 und 1852[2], dazu in Schlesien, wie oben erwähnt. Die vielen Zittauer Stücke lagen meistens im Erdreich von Vorstadtgärten, wo sie vermutlich von spielenden Kindern verloren worden sind. Eine sehr ergiebige Fundgrube ergab 1924 nochmals solche Bildchen, sie lagen mitten zwischen den Abfällen und Ausschußstücken einer Töpferwerkstatt, die daneben gewesen war[3]. Dieser Umstand bezeugt ihre Herstellung am Ort.



Die von Plüschke abgebildete Figur ist nicht die einzige Vertreterin ihrer Art. In Zittau und anderwärts kamen auch echte *Madonnen* zutage, erkennbar am Kinde, an den Schüsselfalten ihres antiken Gewandes und am Sockel unten. Ferner der *Christusknabe* selbst: entweder nackend und mit einem Apfel (der Weltkugel) in der Hand, oder im Hemdchen, wie ihn A. Dürer 1493 auf der bekannten Zeichnung dargestellt hat. Weiße Tonbilder dieser Art, zu denen sich noch Wiegenkinder und unbeholfene Pferdchen gesellen, sind nicht frei modelliert, sondern aus zwei Halbformen gepreßt und dann zusammengebacken worden, dies beweist ein ringsumlaufender glatter Streifen, der vor dem Brande beim Abschneiden der überstehenden Formränder entstanden ist. Gelegentlich ist die Rückseite überhaupt unbearbeitet.

Als „Beigabe zu Brandopfertöpfen" sind die kleinen Kunstwerke nicht allzu häufig, in Zittau ist z. B. unter 25 Stück (sämtlich im Stadtmuseum) nicht eins im Mauerwerk eines alten Hauses gefunden worden. Sie sind einfach Püppchen gewesen, die kleinen Kindern in die Hand gegeben wurden, oder Verehrungsbilder für den Hausgebrauch. Nur dem nackten Christusknaben könnte noch eine besondere Bedeutung anhaften. Ähneln sie doch auffällig dem erzgebirgischen „*Bornkinnl*" mit Weltkugel und Segenshand, das vom 16. bis 18. Jahrhundert in verschiedenen Kirchen Westsachsens aufgestellt wurde und auch in der Lausitz (Kamenz) einmal vertreten war[4]. Die Zittauer Christuskinder sind zwar viel kleiner und haben zur Vermeidung zerbrechlicher Formteile den Segensarm vorn auf die Brust gelegt, aber die sonstige Ähnlichkeit ist groß und erlaubt uns, ihre Hauptverwendung ebenfalls in der Weihnachtszeit anzunehmen.

Dr. Reinhard Müller.

---

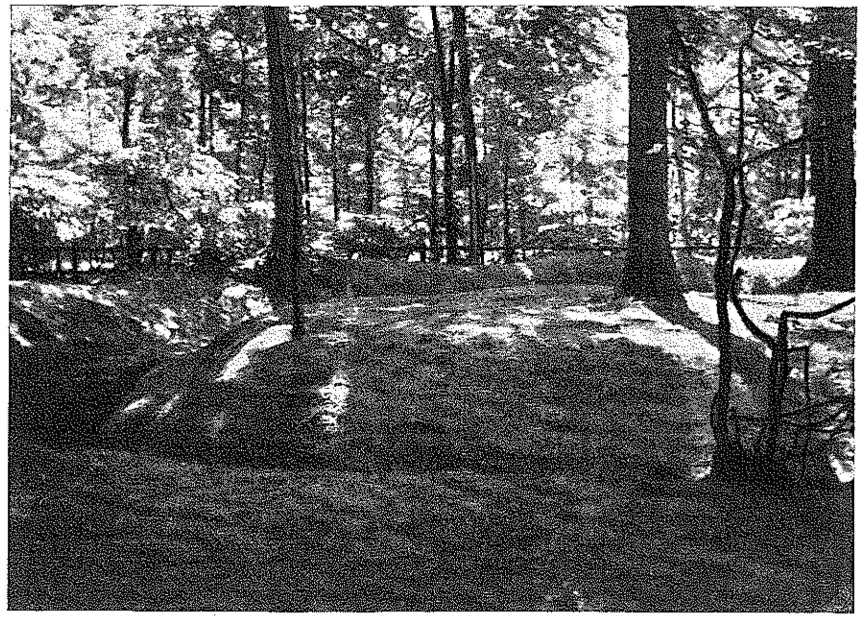
[1] Vgl. „Der Wormsgau", Jahrgang I, S. 24.

[2] Vgl. „Neues Lausitz. Magazin", Bd. 29, S. 268 ff.

[3] Vgl. „Zitt. Morgen-Zeitung", Jahrg. 1934, Beilage Volk und Heimat Nr. 8.

[4] Vgl. „Mitt. des Landesvereins Sächs. Heimatschutz", Bd. XX, S. 365 ff., sowie Mitteldt. Blätter f. Volkskunde, 9. Jahrg., 1934, Heft 6.

Aus der Landschaft



Aufn. Archiv Gudenberg

Alter Ringwall gegen die Sorben. Im Oberholz, oder auch Universitätsholz genannt, bei Leipzig, befinden sich heute noch die Wallanlagen eines von Wassergraben und Wallpalisade umhegten Wach- und Wehrturmes deutscher Kolonisten gegen die Sorben aus der Zeit um 1100.

Vor etwa 1200 Jahren siedelten sich sorbisch-wendische Stämme an den Sumpfgebieten, wo sich Pleiße und Parthe mit der Elster vereinigen, an, und gründeten in dieser Gegend, die sich für Fischerei, Jagd und Schiffahrt vortrefflich eignete, das Dorf Lipsk (d. h. Lindenort). Viele spätere Vororte der Stadt, wie Reudnitz, Connewitz, Gohlis, Plagwitz, Leutzsch und andere erinnern heute noch an den slavischen Ursprung ihrer Vorbewohner.

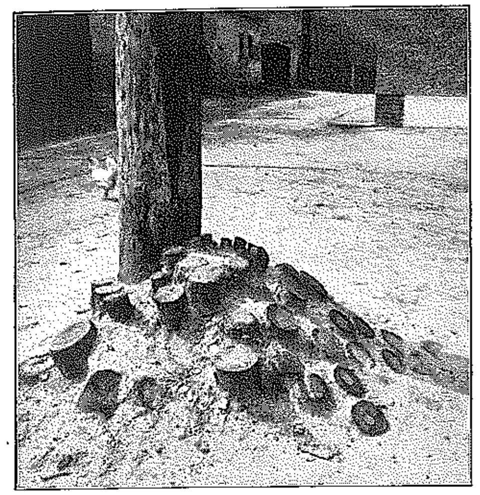
Westlich von der Elster, also in Thüringen, wohnten damals Deutsche, die mit den Sorben-Wenden fortwährend Kämpfe führten. Als König Heinrich I. an der Spitze Deutschlands stand und seine siegreichen Kriege gegen die Slaven führte, da fühlten auch die Sorben von Lipsk seine Macht und unterwarfen sich ihm.

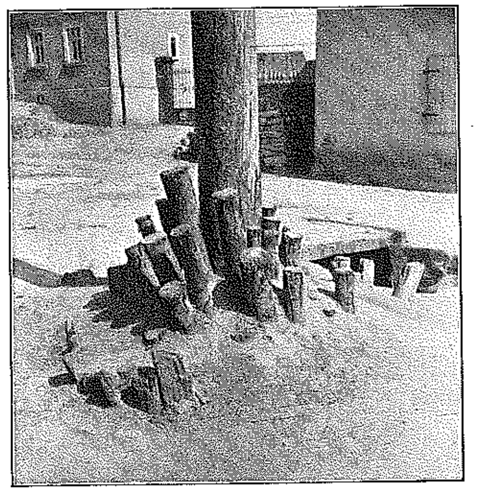
Der König ließ dort, wo die Parthe in die Pleiße mündet, eine feste Burg errichten, die den Deutschen eine sichere Zufluchtsstätte vor den feindlichen Sorben bot. Mit der Zeit mehrten sich die Deutschen in der Gegend und bauten unter dem Schutze der Burg ihre Holzhäuser, die bald so zahlreich wurden, daß sie eine weite Fläche bedeckten.

Nachdem jahrelang diese alten Wallanlagen bei Leipzig vollkommen unbeachtet ihres geschichtlichen Wertes einer „Müllabladestätte" glichen und lediglich ein Vermerk auf der Generalstabskarte diesen Ort als „Alten Ringwall" bezeichnete, hat endlich der sächsische Heimatschutz diese Stätte unter Aufsicht genommen und ihr die nötige Ordnung erwiesen.

Wolff Gudenberg, Leipzig.

Zum Beitrag **„Die Befestigung der Queste"** („Germanien", 1934/11, S. 343). Nicht nur die Queste, sondern z. B. auch die jährlich am dritten Pfingsttage aufgerichteten hohen Maibäume des Altenburger „Holzlandes" (mit seinen acht Dörfern: Klosterlausnitz, Hermsdorf, Weißenborn, Tautenhain, Schleifreisen, Oberndorf,





Reichenbach und St. Gangloff) werden am Fußende mit kurzen Hölzern im Standloch fest verkeilt, wie die beigegebenen Bilder aus Schleifreisen und Oberndorf zeigen. Daraus spricht alter Zimmermannsbrauch. — Läßt sich etwa am nordischen Pfosten- und Stabbau eine ähnliche Befestigung der „Stäbe" im Erdreich bemerken, falls diese vielleicht ausnahmsweise einmal nicht (wie meistenteils) auf niedrigen Sockelmauern errichtet sind?

Werner Stief, Berlin.

Die Bücherwaage

Altheim, Franz, **Epochen der römischen Geschichte I.** Frankfurt a. M. 1934. V. Klostermann-Verlag. 248 Seiten. Brosch. 8,50, geb. 10,50 RM.

Altheim versucht eine neue Gesamtdarstellung der altitalischen Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Denkmäler. Es kommt ihm darauf an, die großen Epochen der Entwicklung herauszuarbeiten. Vor allem unterscheidet er scharf die altmittelländische Kultur von der indogermanisch-italischen (vgl. z. B. die Gegenüberstellung der etruskischen und der römischen Geniusvorstellung S. 41 f., die z. T. an Formulierungen W. F. Ottos anknüpft). Mag man immer anerkennen, daß manche seiner Teiluntersuchungen scharfsinnig und anregend sind, seine Grundauffassung ist verfehlt: Altheim anerkennt letzten Endes keine ursprüngliche aus eigner Wurzel gewachsene altitalisch-indogermanische Kultur, vielmehr haben nach ihm die Italiker eine eigene Kultur nur entwickelt unter entscheidendem Einfluß des Griechentums. Sein Versuch, diesen Satz zu begründen, scheint mir in keiner Weise geglückt. Der Versuch, viele bisher für altrömisch oder altitalisch gehaltene Gottheiten vielmehr von den Griechen herzuleiten, ist nicht überzeugend. Seine Hauptgründe für diese schon früher vorgetragene Lehre sind dieselben geblieben (S. 56 ff.): sie beruhen auf einer falschen Grundeinstellung, wie wir bereits 1932 zeigten (Germanien, 3. Folge, Heft 4: Wider den Ultramontanismus der Altphilologie). Unseren Einwänden macht Altheim nur kleine Zugeständnisse, die lediglich als Ausflüchte zu werten sind; unsere Gegenargumente treffen also auch die vorliegende Veröffentlichung. Eine Neudarstellung der altitalischen Geschichte scheint auch uns notwendig und möglich. Wer die entscheidende Bedeutung des rassischen Gesichtspunktes nicht kennt, kann sie aber nicht geben. Ferner ist die Stellung der Italiker innerhalb des Gesamtindogermanentums zu beachten, ihre Herkunft aus dem Norden und ihr mitgebrachtes Erbe. Davon ist bei Altheim auch heute nicht die Rede. Wiederholt habe ich darauf hingewiesen,

daß für die Erforschung Altroms die Beachtung der engen Verwandtschaft von Italikern und Germanen von entscheidender Wichtigkeit ist; von der Altphilologie sind meine Darlegungen bisher nicht beachtet worden. Ich hoffe, daß die junge Generation der Altphilologen den orthodoxen Humanismus aufgibt und einen freien Blick für das Gesamtindogermanentum gewinnt. Die engen Verbindungslinien zwischen Germanien und dem indogermanischen Altitalien sind nur deshalb bisher fast unberücksichtigt geblieben, weil der Altphiloge von germanischer Kultur nichts wußte und nichts wissen wollte. In der Verleugnung des Germanentums zeigt sich der Humanismus hörig der Theologie. Dies sollte man endlich einsehen und sich den freien Forscherblick nicht weiter durch Vorurteile trüben lassen. Dr. Otto Huth, Bonn.

Kern, Hans, **G. F. Daumer — der Kämpfer für eine deutsche Lebensreligion.** Widukind-Verlag, Berlin 1936. 46 Seiten. Kart. 1,20 RM.

Kerns neue Schrift ist die erste eingehendere Darstellung des Lebens und des Werkes Daumers, die seiner Bedeutung gerecht wird. Heute ist Daumer einem weiteren Kreise nur bekannt durch seine wundervolle Hafis-Neudichtung (die es nebenbei seit langem in der Reclambücherei gibt), die z. T. Brahms vertonte, ferner als Erzieher Kaspar Hausers. Der Denker und Forscher Daumer dagegen ist kaum beachtet worden. Kern würdigt ihn als Vorläufer Nietzsches, der neben Goethe, Arndt und den Romantikern genannt werden muß. In Daumer vollzieht sich die antichristliche Wendung der deutschen Romantik (Kern S. 10). Als empörend empfand Daumer die Herabwürdigung der Frau im dogmatischen Christentum. Bemerkenswert ist sodann, daß er den ersten Tierschutzverein gründetet, der also nicht vom Christentum, sondern gegen dieses gegründet wurde (Kern S. 20). Die eigenartigen religionswissenschaftlichen Arbeiten Daumers laufen darauf hinaus, das Kirchenchristentum als aus molochistischen hebräischen Kulten erwachsen aufzuzeigen. Manche seiner Aufstellungen wurde durch die neuere Forschung bestätigt, wie Kern zeigt; die eingehende Nachprüfung ist zu fordern. Man darf die Gewißheit haben, daß nach dieser Schrift Kerns, Daumers Arbeiten endlich die Beachtung finden, die sie verdienen. Otto Huth.

Kreuzberg, P. J., **Deutsche Vor- und Frühgeschichte mit besonderer Betonung des Rheinlandes".** Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H., Saarlautern 1935. 232 Seiten, Preis kart. 2,50 RM., geb. 3,75 RM.

So erfreulich die Tatsache ist, daß das deutsche Volk sich wieder auf die Werte seiner Frühzeit besinnt, so unerfreulich ist es, daß immer wieder Schriften der Öffentlichkeit übergeben werden, die durch veraltete Auffassungen und unzureichende Darstellungsweise geeignet sind, Verwirrung zu stiften.

Das vorliegende Buch will einen Abriß der deutschen Frühgeschichte unter besonderer Hervorkehrung der Entwicklung im Rheinlande geben.

Neben vielem anderen muß es Bedenken erwecken, wenn der Verfasser die Auffassung Kossinnas von dem nordischen Ursprung der germanischen Kultur kommentarlos neben die von Güntert setzt, der u. a. folgendes behauptet: „Diese Pflugkultur, gekennzeichnet durch den vom Rind gezogenen Pflug, durch den Wagen und durch das Halten von Schwein, Schaf und Ziege, stammt letztlich von Vorderasien."

Bei dieser Einstellung ist es nicht verwunderlich, daß dem Verfasser die Römer nicht als Zerstörer und Bedrücker erscheinen, sondern als die Bringer einer neuen, besseren Kultur, und daß er auch den Vorgang der Christianisierung als einen Weg vom Dunkeln ins Helle ansieht, daß ihm die Zeit der freien, alten Germanen nur eine Zeit wilden Aberglaubens und willkürlicher Unterdrückung der Unfreien ist. So erscheint der „Apostel der Deutschen", Bonifatius, bei ihm im hellsten Lichte. Der Massenmord bei Cannstatt ist natürlich nicht erwähnt.

Kein Wunder, daß der Verfasser die Gestalt Karls zum Abschluß seines Buches in den hellsten Farben zeichnet und ihn, was fast wie ein Scherz anmutet, uns als Germanen von echtem Schrot und Korn darstellt, obwohl doch die Germanen, wie etwa die Sachsen, nach des Verfassers Ansicht keineswegs so lobenswerte Eigenschaften besitzen. K. H.

Eyme, Herbert, Liebe und Ehe im Umbruch der Zeit. Wilhelm Heims Verlag, Leipzig C. 1.

Das Heftchen, das der Verfasser selbst im Vorwort als anspruchslos bezeichnet, will in schlichter Form richtungweisend für junge Menschen sein. Seinen Kern bildet der Gedanke, daß eine menschliche Vollendung nur in der Vereinigung der Geschlechter möglich sei. Der vorangestellte Leitsatz „Die Familie ist die Keimzelle des Volkes" hat mit dem Inhalt wenig zu tun. Schon diese Tatsache zeigt, daß die Schrift grundlegend wichtige Seiten dieser Lebensfrage außer acht läßt. Die Bedeutung der Ehe für das Volksganze, die Fragen der Rasse, der Gesundheit usw. bleiben unerwähnt — eine Unmöglichkeit für jede ernsthafte Behandlung dieses Gebietes. Es bleibt schließlich nur eine Auseinandersetzung über den Wert der Ehe für die Vollendung des Einzelnen, und auch diese ist weder erschöpfend noch befriedigend. Die Schilderung des Negativen nimmt einen allzu breiten Raum ein. Wiederholungen und Unklarheiten sind zahlreich. Auf keins der berührten Gebiete — das Biologische, der Einfluß der Religion, Sitten und Sittlichkeit — wird genügend eingegangen. Wenn es auch richtig ist, daß der Aufenthalt in der Natur einer gesunden Lebensauffassung förderlicher ist als das Sitzen in Lokalen, so bedeutet doch dieser Gedanke keine Lösung der Fragen von Liebe und Ehe.

Der Gesamteindruck ist der einer aus reinem, ehrlichen Wollen entstandenen Arbeit, der aber die weltanschaulichen und wissensmäßigen Grundlagen fehlen. Von solchem Schrifttum ist leider schon genug vorhanden. Es hilft uns in der weltanschaulichen Erziehungsarbeit nicht weiter, sondern schadet eher durch seine Verworrenheit. A. K.

Zeitschriftenschau

Forschungsberichte

Agde, **Ostpreußische Vorgeschichtsforschung 1935.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 12. Jahrgang. Heft 1 1936. Unter den von der Steinzeit bis in die spätheidnische Zeit reichenden neuen Funden ist besonders bemerkenswert eine bei Gumbinnen gefundene Harpune aus Elchknochen, die durch Pollenanalyse einwandfrei in die späte Eiszeit (Yoldiazeit) gesetzt werden konnte, und somit der älteste vorgeschichtliche Fund Ostpreußens ist. Auch der berühmte Wikingerfriedhof in der Kaup bei Wiskiauten wurde weiter untersucht. U. a. wurde festgestellt, daß um die im Mittelpunkt liegende Brandbestattung ein durch Brücken unterbrochener Graben lief, in dem sechs Skelette und zwei Pferdebestattungen gefunden wurden. / Karl Schirmeisen, **Fundnachrichten aus Mähren.** Ebenda. Aus dem überaus reichhaltigen Bericht, der mit der Nachricht von Eolithen in der Gegend von Brünn beginnt und den mittelalterlichen Siedlungsfunden endet, können nur Einzelheiten hervorgehoben werden. Der altsteinzeitliche Fundplatz von Unter-Wisternitz ergab neben Waffen und Werkzeugen seltsame Tonfigürchen: Mammut, Nashorn, Pferd, Ren, Höhlenbär, Vielfraß, Fuchs, Löwe und Eule. Außerdem fanden sich sogenannte Venusfigürchen aus Ton und Elfenbein, eine männliche Figur, die Karikatur eines Kopfes und ein Anhänger in Gestalt eines schematisierten weiblichen Rumpfes. — Die Erforschung der Linearkeramik zeigt, daß diese Kultur sehr lange gedauert haben muß, die Träger der bemalten Keramik dagegen sehr plötzlich und zahlreich aufgetreten und später ebenso schnell und ohne Nachhall verschwunden sein müssen. Hier ist ein Fund von Mährisch-Neustadt zu nennen, wo sich auf dem Grunde eines in einer Grube befindlichen Herdes das Schädeldach eines Jungtieres und der zerbrochene Oberarmknochen eines Menschen fand. Vielleicht also ein Opferherd. — In einem schnurkeramischen Grabe in Važany bei Austerlitz lag ein Mann mit reichen Beigaben unter einer von Pfosten getragenen Bohlendecke. Darüber lagen drei weitere Tote, die offenbar regellos hineingeworfen worden sind und wohl geopferte Sklaven waren. — Aus vorrömischer Eisenzeit wurde bei Klein-Hradisko ein stark besiedeltes und befestigtes Oppidum ausgegraben, das ein wichtiger Industrie- und Handelsplatz war. Sogar eine einfache Kanalisation konnte festgestellt werden. / Hans Seeger, **Bericht über die Tätigkeit des Vertrauensmannes für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer Niederschlesiens im Jahre 1935,** ebenda Heft 3, bringt den Arbeitsbericht. Ernst Petersen, **Neue Bodenfunde aus Niederschlesien,** ebenda, berichtet über die Auffindung eines Geschiebeblockes mit Ritzzeichnung, die der Lausitzer Kultur zugehören dürfte. Sie zeigt eine Fußsohle, ein Tannenzweigmuster, einen Hirsch und eine aus Dreiecken bestehende Figur (die vielleicht ein Haus darstellen soll? D. V.). Ferner wurde wieder ein besonders reich ausgestattetes wandalisches Kriegergrab aus

dem 2. Jahrh. n. Z. entdeckt. Besonders wichtig ist die Erschließung der ältesten Befestigungen der Stadt Nimptsch. Sie ruhen auf einem Wall der Lausitzer Kultur aus der Wende von Bronze- und Eisenzeit. Darunter lag eine noch ältere bronzezeitliche Siedlung. Die schon von den Illyriern sehr stark ausgebaute Festung wurde sodann in der Völkerwanderungszeit von den zurückbleibenden Ostgermanen ausgebaut und ist somit die älteste germanische Burg Schlesiens. Erst in einer noch jüngeren Schicht, die mehrfach abgebrannt und durch die mittelalterlichen Anlagen zerstört ist, treten slawische Spuren auf. Wichtig ist hier auch eine Tonware, die die lange gesuchte Brücke zwischen der spätvandalischen und der frühmittelalterlich-slawischen bildet. / Wolfgang La Baume und Karl Kersten, **Die ältere Bronzezeit in Nordost-Deutschland. Ergebnisse neuer Untersuchungen.** Ebenda. Diese Untersuchungen zeitigten die Erkenntnis, daß die Bronzezeitperioden 1 bis 3 wohl westlich der Persante Geltung haben, östlich derselben aber eine Zweigliederung erforderlich ist. Wichtig ist auch die Tatsache, daß das Gebiet zwischen Persante und Memel in der älteren Bronzezeit weder germanisch noch lausitzisch ist, sondern daß die dort seit der Steinzeit ansässige schnurkeramische Kultur ihr Eigenleben weiterführt, bis in der jüngeren Bronzezeit die Germanen bis zur unteren Weichsel vorstoßen. / Karl H. Marschalleck und W. Heiligendorff, **Tätigkeitsbericht des staatlichen Vertrauensmannes für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer der Provinz Brandenburg. 1935.** Ebenda. Dem allgemeinen Bericht folgt eine genaue Fundzusammenstellung. / Ähnlich verfährt C. Streit, **Fundnachrichten aus Böhmen,** ebenda Heft 4. Dobrindt, **Tätigkeitsbericht aus dem Südwestgebiet der Grenzmark Posen-Westpreußen für das Jahr 1935,** ebenda, berichtet von weiteren wichtigen Beobachtungen über das mittelsteinzeitliche Swiderio-Dardenoisien und über eine Reihe neuer wandalischer Funde in der Grenzmark. / Karl Keller-Tarnuzzer, **Die schweizerische Ur- und Frühgeschichtsforschung 1934/35.** Ebenda Heft 5. Der umfassenden Darstellung, die von fortschreitenden Ergebnissen aus fast allen Zeitstufen berichtet, entnehmen wir nur, daß neuerdings auch in ziemlich abgelegenen Tälern bronzezeitliche Siedlungen mit zum Teil bisher unbekannter Tonware entdeckt wurden, und daß sich hier die Bronzekultur anscheinend bis an die rätische Zeit hält. / O. Paret, **Fundnachrichten aus Württemberg,** ebenda, erstattet Bericht über die neuesten Ergebnisse in Württemberg. Hertha Schemmel.

Das Juniheft der Monatsschrift für Blut und Boden **„Odal"** (Zeitgeschichte Verlag, Berlin W 35, Lützowstraße 66. RM 1,50.) zeigt als Umschlagbild den „Thinghügel mit Dreilindensetzung nördlich von Bürgel". Das stimmungsvolle Bild stammt von Werner Stief. Stief hat auch von Seite 977 bis 1006 einen reich bebilderten Aufsatz „Auf den Spuren vorchristlich-germanischer Kult- und Malstätten im mittleren Deutschland" beigesteuert. In ihm wendet er die Arbeitsverfahren von Ernst Krause, Erich Jung, Wilhelm Teudt und Herman Wirth auf die Heimat- und Flurforschung in einigen mitteldeutschen Gegenden an. Von der Tatsache ausgehend, daß der Heilige Michael an die Stelle Wodans gesetzt worden ist, vermutet er ein ehemaliges Wodansheiligtum in dem Dorfe St. Micheln im Landkreis Querfurt. Die Trojaburgen von Steigra und von Graitschen veranschaulicht der Verfasser durch klare Zeichnungen und Lichtbilder. Er weiß diesem schon öfters behandelten Stoffe neue Seiten abzugewinnen. Sehr dankenswert ist z. B., daß Stief darauf hinweist, daß der äußerste Ring der Graitschener Trojaburg durch die Anlage einer Kiesgrube zerstört, daß die entstandene Grube als Schuttabladeplatz benutzt, daß ein Transformatorenhäuschen dorthin gestellt und ein Leitungsmast ausgerechnet auf den Hügel der Trojaburg gesetzt worden ist. Mit Recht fragt der Verfasser: „Wie sollen wir Deutsche den Vorwurf der Barbarei von uns weisen, der so oft gegen uns erhoben wird, wenn wir solche Zustände schaffen und, wenn sie geschaffen sind, friedlich dulden?"

Weiter behandelt Stief das Hammermännchen und die Rundkapelle von Kirchhasel bei Rudolstad. Er denkt bei dem Hammermännchen an Donar = Thor. Er hätte in diesem Zusammenhange wohl auch die eddische Überlieferung heranziehen können, daß der Stiel Miölniers durch Lokis Lust am Schabernack zu kurz ausgefallen sei.

Im 4. Teil untersucht Stief, ob an der Kirchentür zu Gundorf bei Leipzig Erinnerungen an ein vorchristlich germanisches Dreigötterheiligtum bewahrt geblieben sein könnten.

Zum Schluß sind der „Teufelsstein" von Piltitz bei Landsberg (Kr. Delitzsch) mit Wetzrillen und der „Kaufstein" von Bucha unweit Memleben (ursprünglich Mimileve!) an der Unstrut behandelt. E. W.

Vereinsnachrichten

Ortsgruppenarbeit. Anschließend an H. 5, S. 158 lassen wir heute weitere Arbeitsberichte unserer Ortsgruppen folgen.

Ortsgruppe Köslin; Leitung Rektor Weber (Jahresbericht): Sie ist im Gilbhard 1932 begründet worden. Etwa 15 bis 20 Freunde der Sache, und zwar Männer und Frauen aus der städtischen Bevölkerung wurden die ersten Mitglieder. In der damals noch vorhandenen Volkshochschule hatte der Ortsgruppenleiter schon seit 1930 den Versuch gemacht, über germanische Vorgeschichte und ihre Bedeutung für Volk und Volkstum vorzutragen. Das geschah in verstärktem Maße, als seit 1931 ein gut ausgestattetes Heimatmuseum mit einer ziemlich umfangreichen vorgeschichtlichen Abteilung zur Verfügung stand. Die ersten Einführungen und Übungen an der Hand der heimatkundlichen Arbeitsergebnisse (Ausgrabungen aus dem Heimatkreise und aus Ostpommern) geschahen unter Zugrundelegung der Werke von Kossinna und Schuchardt. Berücksichtigt wurden ferner die für die Vorgeschichte Ostdeutschlands und besonders Pommerns wichtigen Veröffentlichungen von Kunkel (Prov.-Museum Stettin) und La Baume, Danzig. Außerdem befaßte man sich mit v. Richthofen und Dr. Recke, Danzig, um Klarheit über die vorgeschichtliche Stellung des gesamten Grenzlandbezirks zu gewinnen. Es schlossen sich Besichtigungen wichtiger Vorgeschichtsstätten, Museen und Ausgrabungen an. Angeregt durch Teudts Buch hatte der Besuch der Osningmark die nachhaltigste Wirkung (verstärkt durch die liebenswürdige Führung von Herrn Oberstlt. Platz). Von da ab war die Tätigkeit der Ortsgruppe stofflich ganz auf dieses Gebiet eingestellt. Die Besucherzahl zu den Vorträgen stieg auf 50—60 und die Erhebung vom 30. 1. 1933 förderte die Arbeiten weiter. Mit dem „Verein für Heimatkunde und Heimatschutz" und später mit der Ortsgruppe der NSDAP. wurde zusammen gearbeitet und ein Leserkreis für die Zeitschrift eingerichtet. Als Lehrer und zugleich Führer der Lehrerschaft konnte der Ortsgruppenleiter sehr oft die völkische Vorgeschichtsarbeit in Sitzungen und im Unterricht weitgehend unterstützen.

Im südlichen Vorpommern besteht der **Arbeitskreis Weltzin,** unter Leitung von Frau Ilse Kirchner-Thilo. Außer einem vorläufigen Bericht über die Landschaftsforschung in dortiger Gegend berichtet sie folgendes: Die Arbeit ist hier schwer, da man in Pommern in jeder Richtung auf die slawische, d. h. wendische Besiedlung des Landes zur Zeit der Christianisierung stößt. In mittelalterlichen und neueren Chroniken des Landes, sowie in der hieraus sich ableitenden üblichen Anschauung der für die Frühgeschichte des Landes interessierten Kreise — mit Ausnahme vielleicht der rein wissenschaftlichen —, werden alle vormittelalterlichen Kulturdenkmäler, möglichst alle Ortsnamen und religiösen Überlieferungen auf die Slawenzeit zurückgeführt. Verständlich ist es vielleicht, weil viele dieser Menschen, die so denken, sichtlich slawischer Abstammung sind und gar nicht das Bedürfnis haben, die germanische Vorzeit aufzudecken. Andere, besonders der Adel, sind wieder später eingewanderte Sachsen, denen der lebendige Zusammenhang mit den hiesigen Altvorderen fehlt.

Offensichtlich haben aber die Wenden nur vorhandene Kulturstätten ihrer germanischen Vorgänger verschiedener Stämme übersiedelt. Das wäre vielleicht gerade an der Tatsache der Ortung zu beweisen.

Um Grundlagen für die Anschauung zu schaffen ist m. E. eine sehr vorsichtige und ernste Laienarbeit in der Landschaft nötig, unter Aneignung möglichst weiter Kenntnisse der bekannten Tatsachen aus Vorgeschichte und Geschichte des Landes, der Baudenkmäler, der alten Klöster, der Städtegründungen, der Verfassung u. a. m., um vom Lande aus der Wissenschaft zur exakten Erforschung die einzelnen lohnenden Punkte bekanntzumachen, die dann durch wissenschaftliche Bearbeitung den Grad einer früher bestehenden germanischen Kultur beweisen.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin-Wilmersdorf, Geisenheimer Str. 12; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. II. Vj. 1936 4100. Pl. Nr. 3.

Einladung

zur

Eröffnungsfeier der „Pflegstätte für Germanenkunde" am 5. Oktober 1936, 11 Uhr, im Landestheater Detmold, unter Mitwirkung der Landesregierung und der Stadt Detmold, veranstaltet vom Deutschen Ahnenerbe E. V., Berlin

Eröffnungsansprache

SS-Brigadeführer Dr. Reischle
Führer des Stabsamtes des Reichsbauernführers

Begrüßungsworte

des Leiters der Pflegstätte Professor Teudt

Festansprache

Professor Dr. Walther Wüst, Dekan der philosophischen Fakultät
I. Sektion der Universität München

Der Reichsstatthalter und Gauleiter Dr. Meyer hat seine Teilnahme zugesagt und wird persönlich das Wort ergreifen. Außerdem sprechen ein Vertreter der Landesregierung und der Oberbürgermeister der Stadt Detmold. Die Feier wird von musikalischen Darbietungen umrahmt. Am Nachmittag finden Besichtigungen statt.

Schriftliche Anmeldung der Teilnehmer erbeten bis 20. September an die „Pflegstätte für Germanenkunde", Detmold, Adolf-Hitler-Damm. Gäste willkommen.

Deutsches Ahnenerbe E. V.

Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.

Einladung

zur

außerordentlichen Mitgliederversammlung der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.", Detmold, am 4. Oktober 1936, 20 Uhr, in der „Pflegstätte für Germanenkunde", Detmold, Adolf-Hitler-Damm.

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorstandes über die Ausschußsitzung vom 18. Januar 1936 und über die Aussprache der Ausschußmitglieder am 18. Juli 1936
2. Satzungsänderung
3. Verschiedenes

Schriftliche Anmeldung der Teilnehmer erbeten bis 20. September an die „Pflegstätte für Germanenkunde", Detmold, Adolf-Hitler-Damm.

Der Vorsitzende der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1936 | Oktober | Heft 10

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Spanien und wir

„Zerstört alle Orte, da sie ihren Göttern gedient haben, sei es auf hohen Bergen, auf Hügeln oder unter Bäumen; reißt um ihre Altäre und zerbrecht ihre Säulen und verbrennt mit Feuer ihre Haine und die Bilder ihrer Götter tut ab und vertilgt ihren Namen aus demselben Ort!"

Das ist nicht etwa das Programm der zur Zeit in Spanien wirkenden Bolschewisten aller Schattierungen. Und doch hat es im Wesen sehr viel damit zu tun. Es ist die Anweisung, die der Jude Moses (5, 12; 2 und 3) seinen Leuten gab, als sie in das Land einfielen, das vor ihnen von frommen Heiden mit stark nordischem Einschlag bewohnt gewesen war. Nach diesem Programm haben die Hebräer gearbeitet, wo sie gerade die Macht dazu hatten, und ihre Rassegenossen tun es heute noch. Wir haben jüngst aus Nürnberg gehört, daß der Bolschewismus, der sich jetzt auf der iberischen Halbinsel einzunisten beginnt, eine mit verschwindenden Ausnahmen rein hebräische Angelegenheit ist. Und es läßt sich nicht leugnen, daß — eine rein sachliche Feststellung — der Urheber des obengenannten Programms ein Rassegenosse derjenigen ist, die in Rußland, in Ungarn und jetzt in Spanien dieses Programm im großen durchführen.

Nun haben uns freilich die Theologen belehrt, daß die Hebräer unter ihrem Häuptling dieses rigorose Programm gewissermaßen in einem höheren Auftrage durchführen mußten: sie mußten ihre „reine Lehre" gegen das „Gift des Heidentums" bewahren und schützen und ihrem Volke jeden Anreiz nehmen, wieder „in das Heidentum zurückzufallen". Ja, das ist freilich eine Rechtfertigung, und diese Rechtfertigung haben seither alle Zerstörer von Heiligtümern für sich in Anspruch genommen. Und die Bolschewisten tun es heute auch. Aber nein, so ertönt es aus einem Teil der Presse, was da in Rußland und in Spanien wütet, das ist ja das Heidentum selbst, das dem Christentum den Kampf auf Leben und Tod angesagt hat. Es ist der leibhaftige Antichrist, der in teuflischem Haß zum Endkampf gegen die höchsten Güter der Religion antritt.

Mit dem Teufel ist es nun so eine Sache, und der schlichte Laie wird versuchen, sich die Dinge zunächst einmal ohne Bemühung des Höllenmohren zu erklären. Und er be-